

Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weinek in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube wohl,“ sagte Tempest etwas langsam. „Man begnügt sich zumeist mit der Befriedigung lange genährter Wünsche und heißen Verlangens. Ich hätte unmöglich in England bleiben können.“

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Lady Diana, „aber Sie erregen meine Neugierde. Haben Sie keine Familienbände, Mr. Tempest?“

„Gar keine, Lady Diana.“

Lady Diana schaute ihn überrascht an, war aber innerlich zufrieden. Ihrem Vorsatz, diese stolze Berühmtheit in ihr Netz zu bringen, stand also kein weibliches Wesen im Wege; sie wollte sich aber doch noch besser versichern.

„Berühmte Männer sind allgemeines Eigenthum,“ bemerkte sie leichtthin. „Man interessiert sich dafür, zu wissen, ob sie essen, trinken oder schlafen wie gewöhnliche Menschen, und von dieser Neugierde sind selbst die besseren, gebildeten Leute nicht frei. Ich gestehe es, Mr. Tempest, daß ich in diesem Augenblicke von einer gewaltigen Neugierde erfüllt bin — ich möchte gar zu gerne wissen, und getraue mich doch nicht recht zu fragen, ob es irgendwo eine Mrs. Tempest giebt?“

Das Gesicht des Naturforschers wurde ernster und seine schwarzen Augen noch trauriger, als er ruhig erwiderte:

„Ich bin nicht verheirathet, Lady Diana. Mein Weib, meine ganze Familie ist mir entrissen worden und ich kam nach langjähriger Abwesenheit nach England zurück, um mich nach Denen zu erkundigen, die Ansprüche an mich hatten, aber ich erfuhr heute, daß sie todt sind, daß ich allein in der Welt stehe, wie ein einsamer, vom Sturme entlaubter Baum.“

Seine Worte waren ungemein traurig, aber seine Stimme klang hart und kalt und sein Wesen wies jede Theilnahme zurück. In seiner gewaltigen Selbstbeherrschung verrieth er keine Spur seines großen Kammers in seinen Zügen. Er

war einer von jenen Menschen, die allein leiden und ihren Schmerz verbergen.

„Sie sind nicht wie andere Menschen, Mr. Tempest,“ sagte Lady Diana voll Bewunderung. „Ich bitte Sie, mir zu verzeihen, daß ich eine so frische Wunde berührte, aber ich gestehe, daß ich Sie nicht begreife. Wenn Sie eine Familie hatten, welche Sie liebten, warum haben Sie sie verlassen? Und wie kommt es, daß Sie von dem Tode Ihrer Frau und Kinder erst heute erfahren haben? Sind dieselben erst kürzlich gestorben?“

Sie stellte diese Fragen in sanftem Tone, voll freundschaftlichem Interesse, das nicht zurückweisen war.

„Meine Wanderlust und unfläte Ruhelosigkeit waren vielleicht stärker als mein Pflichtgefühl,“ sagte Tempest mit einiger Bitterkeit. „Ich hörte erst heute von dem Tode meiner Lieben, weil ich mit meinen Angehörigen in keinem Verkehr stand. Das ist Alles. Aber trotzdem ich erst heute die Nachricht vom Tode meiner Lieben erhalten, bin ich jetzt dennoch hier mit ebenso heiterer Miene als Alle Anderen — vielleicht auch ebenso leichten Herzens. Wir tragen Alle Masken, Lady Diana, wir verbergen unsere Leiden hinter lächelnden Mienen. Selbst Sie, Lady Diana, jung, schön, reich, geistvoll, bewundert, umgeben von Verehrern und Bewerbern — selbst Sie tragen wahrscheinlich eine Maske, wie alle Andern hier, selbst Sie werden Ihre trüben, schmerzlichen und bitteren Augenblicke haben. Ist's nicht so?“

Lady Diana lachte.

„Mit der letzten Anwendung Ihrer Theorie sind Sie im Irrthume, Mr. Tempest,“ sagte sie, „ich allein von allen diesen Leuten trage keine Maske, ich habe keinen Schmerz, keine Sorge, keinen Kummer. Wie sollte ich ihn auch haben? Wie Sie sagen, bin ich jung, reich und bewundert, ja noch mehr, ich genieße eine fast unbeschränkte Freiheit. Wer in der Gesellschaft lebt, kann dies eigentlich

nicht von sich sagen; aber ich glaube, eine Wittve ist in dieser Beziehung noch am besten dran, es ist der glücklichste Stand. Erschrecke ich Sie, Mr. Tempest? Ich glaube, Sie halten mich für herzlos, und Sie haben recht, denn ich bin es wirklich. Alle Welt wird Ihnen das sagen. Aber unser Gespräch hat für eine so kurze Bekanntschaft eine sonderbare Wendung genommen. Haben wir unsere Masken — ah ich vergesse, daß ich keine trage — einen Augenblick lang fallen lassen?"

„Lord Tentamour's Maske scheint auch zu fallen,“ sagte Tempest in spöttischer Weise, „ich sehe, daß er voll Eifersucht auf uns herüberschaut.“

Lady Diana's Gesicht erröthete. Sie warf Lord Tentamour einen trozig koketten Blick zu und zog Tempest dann wie unbewußt durch eine offene Thüre in eine kleine anstoßende Drangerie hinein.

Es war ein lauschiges, allerliebtestes Plätzchen, wie geschaffen zum traulichen Zwiegespräch. Lady Diana führte ihren Begleiter zu einem Ruheplatz in einer Nische.

„Ein köstlich stiller Platz,“ sagte sie, mit ihrem blühenden Armbande spielend. „Man könnte sich mit einiger Phantasie fast in die Wälder der Vorzeiten versetzt glauben, nur daß die reißenden Thiere, die dort hausten, und die wir kaum dem Namen nach kennen, hier fehlen.“

„Wir haben dieselben Thiere auch heutzutage noch, Lady Diana, nur in veränderter Gestalt,“ erwiderte Tempest trocken. „Wenn wir der bunten Menge dort die Larven abreißen, werden wir Schlangen und Alligatoren genug finden, dessen bin ich sicher. In jenen Tagen haben sich die Thiere gegenseitig zerfleischt, heute zerfleischen sich die Menschen gegenseitig.“

Lady Diana gab eine halbhausweichende Antwort. Tempest's Bitterkeit erhöhte ihr Interesse für ihn. Er war so verschieden von ihren anderen Bewunderern, daß sie es als einen Triumph erachtete, ihn in sich verliebt zu machen. Aber es war ein gewagtes Spiel mit zweifelhaftem Ausgange.

Neugierig war sie darauf, wie er seine Liebe wohl erklären würde — ob er der Liebe fähig sei — und wie er ihre Zurückweisung aufnehmen würde. Sie bemühte sich daher auf alle mögliche Art, ihn zu fesseln und für sich zu gewinnen.

Tempest las in ihrem Innern wie in einem aufgeschlagenen Buche, und er lächelte finstern bei der Idee, daß alle ihre Künste an ihm verloren gehen sollten, denn er dachte nicht daran, das Opfer einer Sirene zu werden.

Sie plauderten ziemlich lange zusammen und Witze und Geistesfunken sprühten und flogen von beiden Seiten. Späterhin füllte sich die Drangerie mit anderen Gästen und siekehrten zusammen in den Salon zurück.

Dort wurden sie getrennt, indem Lord Tentamour Lady Diana in Anspruch nahm, während Tempest mit anderen hervorragenden Personen bekannt gemacht wurde.

Sie sahen sich fast den ganzen Abend nicht wieder. Lord Tentamour führte seine Verlobte zum Souper, und Tempest reichte seiner Wirthin den Arm; nach dem Souper waren Beide von verschiedenen Gruppen umgeben. Aber als Lady Diana zu ihrem Wagen gehen wollte, war es Tempest, der mit ernstester Höflichkeit herzutrat und ihr seinen Arm anbot, eine Secunde früher als Lord Tentamour.

Lady Diana ging an Tempest's Seite über die Treppe

hinab und unten angelangt, half er ihr artig in den Wagen hinein. Sie dankte ihm mit einem bezaubernden Lächeln und lud ihn ein, sie zu besuchen, hinzufügend, daß sie für ihn immer zu Hause sein würde. Tempest nahm die Einladung an, verneigte sich tief und machte dann Lord Tentamour Platz, der mit sehr verdrossener Miene in den Wagen stieg.

Als der Wagen davon fuhr, kehrte Tempest in's Haus zurück und lächelte finstern.

„Die Lady beabsichtigt mich in ihren Netzen zu fangen,“ dachte er. „Ich bin bereit, ihr eine kleine Unterhaltung zu bieten, aber am Ende soll sie finden, daß ich mit mir nicht spaßen lasse. Als ob ich irgend einem Weibe so leicht zu Füßen fallen könnte! Morgen will ich sie besuchen, da sie mich eingeladen hat.“

Dreißigstes Kapitel.

In Chetwynd-Park herrschte der Lärm großartiger Vorbereitungen. Die Ankündigung von Lord Chetwynd's Verlobung mit Sylvia Monk war überall bekannt gemacht worden, und in den Zeitungen erschienen. Die Hochzeit sollte in der dritten Juniwoche stattfinden, und jetzt war es Anfangs April. Sowohl der Marquis als Miß Monk wurden mit Glückwünschen völlig überschwemmt. Alle Grasschaftsfamilien hatten Gratulationsbesuche abgestattet, und es war klar, daß diese neue Heirath des Marquis viel passender gefunden wurde, als die vorige; alle Welt schien zufrieden damit zu sein, daß sich die Dinge so gefügt hatten.

Im Parke selbst war Sylvia die wichtigste Person — die Sonne, um die sich Alles drehte. — In ihrer unerfülllichen Sucht nach Glanz und Pracht ließ sie ihre Ausstattung wie für eine Prinzessin anfertigen, und es war im Schlosse ein beständiges Kommen und Gehen von Arbeitsleuten und Lieferanten.

Sylvia brachte alle ihre Morgenstunden mit ihnen zu, um sich in ihrem Glücke ganz sicher zu fühlen. Ihre Verlobung war veröffentlicht worden, und was konnte geschehen, um ihre Heirath wieder rückgängig zu machen?

Sie wußte, daß Bernice Chetwynd lebte, und die Furcht wich keinen Augenblick lang aus ihrer schuldbeladenen Seele, daß Bernice sich Chetwynd zeigen und ihren alten Platz in seinem Herzen fordern würde.

Tag und Nacht wurde sie von dieser Furcht gefoltert. Bei dem leisesten Geräusch erwachte sie aus dem Schlafe und fuhr erschrocken in die Höhe, in ihren schwarzen Augen lag ein beständiger Ausdruck von Argwohn und Angst. So oft Chetwynd einen Brief erhielt, wartete sie voll Bangen, bis er ihn gelesen hatte, — so oft ein Besuch ankam, lauerte sie wachsam und ängstlich irgendwo in den Gängen.

Dieses Leben nagte an ihr. Wie sollte sie es drei Monate lang ertragen? Warum kam Bernice nicht zum Vorschein? Warum verbarg sie sich wie ein schuldbeladenes Wesen? Sylvia marterte sich mit diesen Fragen, konnte sie aber nicht beantworten.

Gilbert Monk verweilte im Parke, um Bernice heimlich zu suchen. Auch er war voll Angst und Unruhe. Zwar wußte er nichts von Sylvia's Entdeckung, daß Bernice noch lebe, denn die Geschwister hatten einander nicht in's Vertrauen gezogen, aber er hatte nur einen Gedanken, einen Wunsch — Bernice zu finden.

Auf seltsame Weise war sie ihm entschlüpft, und doch wußte er, daß sie oft im Hause war; er glaubte, daß sie sich irgendwo ein Zimmer unter dem Dache angeeignet habe, denn er fand in einsamen und abgelegenen Zimmern Speiseüberreste, aber trotzdem er sich Nacht für Nacht in diesen Zimmern einschloß, um sie zu erwarten, kam sie doch nicht.

Chetwynd war nicht weniger beschäftigt, als Gilbert und Sylvia Monk. Er sah des Nachts die schöne Erscheinung seiner verlorenen jungen Frau nicht wieder, er fühlte nicht einmal in seinen Träumen ihre Küsse und Thränen auf seinem Gesichte. Er war zu der Ueberzeugung gelangt, daß er sie überhaupt gar nicht gesehen, daß er das Opfer einer Täuschung gewesen. Sein Gemüth hatte sich von der Erschütterung über ihren Anblick erholt, er war wieder ruhig geworden und lächelte traurig bei dem Gedanken an Geister und Erscheinungen. Aber zuweilen übermannte ihn die Sehnsucht, wieder das Opfer einer Sinnestäuschung zu werden, um die Geliebte noch einmal in ihrer strahlenden Schönheit und Lieblichkeit zu sehen. Aber vergeblich war sein Wünschen, Bernice ließ sich vor ihm nicht blicken.

Der Lord widmete seine Zeit fast ausschließlich der Gründung seiner Schule zu Bernice's Andenken. Er hatte einen ausgezeichneten Architekten aus London kommen lassen, und mit demselben die erforderlichen Pläne entworfen. Das Schulhaus sollte auf einem Hügel, der nach dem Meere hinausging, erbaut werden und eine beträchtliche Ausdehnung erhalten.

Chetwynd interessirte sich für die Ausführung dieser Pläne, wie er sich seit dem Tode seiner jungen Frau für nichts interessirt hatte. Er dachte beständig an sie, denn seine Beschäftigung schien ihn der Verstorbenen näher zu bringen. Sylvia's Beschäftigungen beachtete er sehr wenig. Es war ausgemacht, daß sie einander heirathen sollten und er war zufrieden, sie ihren Weg gehen zu lassen, wenn sie ihn den seinen gehen ließ. Sie sahen daher einander wenig während des Tages; aber die Abende brachte er mit ihr zu und Sylvia fand ihn bereitwilliger, von der Schule, als von Liebe zu sprechen — von seiner verlorenen Frau, als von einer neuen Heirath.

Der April war wunderschön in dem südlich gelegenen Suffer; die Tage waren sonnenhell und warm, die Blumen sproßten allenthalben hervor, und in den jungen Zweigen sangen die Vögel von Venzes Lust und Liebe.

Eines Abends ging Lord Chetwynd nach dem Speisen nach der Villa des Verwalters, um mit ihm einiges zu besprechen. Sylvia hatte Besuch und Gilbert irrte wie gewöhnlich in den oberen unbewohnten Räumen des Hauses herum, unbeachtet von Allen, ausgenommen der alten Nagen.

Die Alte kauerte schweigend in einem Winkel des Hauses und bewachte Gilbert mit Furcht und Zittern.

Chetwynd brachte den ganzen Abend beim Verwalter zu und es war bereits nach zehn Uhr, als er auf Seitengängen durch den Park nach Hause ging.

Doch was war das?

Wenige Schritte vor sich, auf einem Punkte, wo eine breite Allee in den schmalen Weg einmündete, den er verfolgte, sah Lord Chetwynd im hellen Mondlichte eine weißgekleidete Gestalt stehen, welche ihm das Gesicht zuwandte und die Arme nach ihm ausstreckte.

Wie festgebannt blieb er stehen.

Das war Bernice, sein geliebtes Weib, wie er sie vor

kurzer Zeit gesehen, dieselbe lustige Erscheinung, welche den Glauben an die Geisterwelt befestigte.

Jeden Zug des schönen Gesichtes vertrauchte er im Mondlichte deutlich zu sehen, und mit tiefer Wehmuth erfüllte ihn der traurig sehnsuchtsvolle Ausdruck desselben, der ihm in's Herz schnitt.

„Sie ist selbst im Himmel ohne mich nicht glücklich,“ dachte er, „sie sehnt sich nach mir, wie ich mich nach ihr sehne.“

Er wagte es nicht, vorwärts zu schreiten, aus Furcht, die Erscheinung zu verschrecken; wie festgewurzelt blieb er daher stehen und wagte kaum zu athmen.

Diese Begegnung war von Bernice nicht geplant worden, und sie war deshalb ebenso überrascht wie Chetwynd.

Seit ihrem letzten Erscheinen hatte sie in einer einsamen Dachkammer in einem entlegenen Theile von Chetwynd-Park zugebracht, und in diesem Schlupfwinkel, welchen Monk niemals hatte entdecken können, ein trauriges Leben geführt.

Aus Mawr-Castle hatte sie sich hinlänglich genug Kleider zum Wechseln mitgebracht, weshalb sie ihr weißes Leichenkleid rein und frisch erhalten konnte. Lebensmittel und Wein, die sie unten aus den Vorrathskammern nahm, erhielten sie nothdürftig am Leben.

Wenn Chetwynd's Empfindung bei ihrem Anblicke dem Entzücken gleich kam, war die ihrige nur Entsetzen. Sie zitterte aus Furcht vor Entdeckung.

Einige Augenblicke lang betrachteten sie einander in seltsamem Stillschweigen. Chetwynd's Athem ging schwer und keuchend, seine Augen traten wild aus ihren Höhlen, und plötzlich sprang er ohne ein Wort zu sagen vorwärts und rannte auf sie zu.

Bernice wich instinktiv vor ihm zurück. Allein er verfolgte sie mit großem Eifer und sie konnte fast seinen keuchenden Athem hören, denn er kam rasch hinter ihr einher, als wäre er entschlossen, sie zu fassen, ob sie ein Geist sei oder nicht.

Schnell bog sie in die breite Allee ein und entfloh wie ein gescheuchtes Reh, denn lieber wollte sie sterben, als sein Glück an Sylvia's Seite zerstören, die er schon vor ihr geliebt, von der er sich einst um ihretwillen abgewendet.

Als sie einen nahen Seitenweg erreicht, faßte sie ihr Kleid zusammen und hüllte sich in ihren langen schwarzen Mantel. Dann verbarg sie sich hinter einem Baum.

Chetwynd rannte in blinder Verfolgung weiter, an dem Seitengange vorbei.

Bernice lauschte, bis seine Schritte in der Entfernung verhallt waren. Zitternd vor Angst und Furcht schlich sie nach einer Weile aus ihrem Versteck hervor und trat wieder in den Gang ein. Sie schaute nicht hinter sich, sonst würde sie die große hagere Gestalt der alten Nagen erblickt haben, die schweigend am Rand des Pfades entlang schlich. Aber Nagen sah und erkannte sie. Und plötzlich — als Bernice weiter ging und Chetwynd schon weit weg war — sprang das alte Weib wie ein Tiger hervor und stürzte sich auf Bernice, sie zu Boden reißen.

„Endlich, endlich habe ich Dich,“ flüsterte das alte Weib, Bernice mit eisernem Griffe festhaltend, „jetzt wollen wir mit einander abrechnen.“

Der plötzliche Ueberfall lähmte die Marquise von Chetwynd für einen Augenblick. Nagen hatte sich so plötzlich und mit solcher Gewalt auf sie geworfen, daß Bernice im ersten

Momente nichts thun konnte, als nach dem nächsten jungen Baumstamm fassen und sich daran festklammern, während ihr die Alte Drohworte in's Ohr zischte.

Bernice wurde nicht ohnmächtig, noch stieß sie einen Schrei aus. In dem Augenblicke, wo ihre kurze Betäubung verschwand, wandte sie sich gegen ihre Angreiferin und schlug blindlings mit der Kraft der Verzweiflung um sich.

Doch bald entdeckte sie, daß sie in dem eisernen Griffe ihrer Feindin nur ein wehrloses Kind sei, denn Ragen's Muskeln waren wie von Stahl.

Diese war von einer wahren Wuth erfüllt, als sie ihr wehrloses Opfer zwischen den Fingern hielt, und gestattete Bernice kaum, daß sie sich aus ihrer liegenden Stellung aufrichtete, um sich nach ihrer Angreiferin umschauen zu können. Endlich gelang ihr dies.

„Wer seid Ihr?“ flüsterte sie.

„Ich bin's — die alte Ragen!“ zischte die Indierin.

Der Ausdruck in Bernice's Augen zeigte Erstaunen und Schreck. Sie machte abermals einen Versuch, loszukommen, dann flüsterte sie:

„Was wollen Sie von mir? Was bedeutet dieser Ueberfall?“

„Sie glauben vielleicht, ich kenne Sie nicht?“ sagte die Alte höhrend. „Ich war es, die Ihnen vor einigen Wochen des Nachts den Shawl von den Schultern riß, ich kenne Sie, meine Lady. Man hielt Sie für gestorben; Sie lagen in Ihren Leichenkleidern sechs Tage lang aufgebahrt, und dennoch sind Sie lebend hier! Sie sind's in Fleisch und Blut, stark, gesund und voll Leben. Wie kommt es, daß Sie leben, da Sie doch als todt betrauert wurden?“

Das Herz Bernice's schlug in banger Pein, sie war verwirrt, betäubt und zitterte noch immer.

„Sprechen Sie!“ schrie das alte Weib, sie schüttelnd. „Beugnen Sie etwa, daß Sie die Marquise von Chetwynd sind?“

Bernice's Schwur verhinderte sie, sich zu erkennen zu geben. Nicht einmal der alten Ragen konnte sie gestehen, wer sie war.

„Sprechen Sie!“ fuhr diese fort, „oder ich bringe Sie in's Haus zu dem Lord!“

Die alte Ragen schloß aus der Thatsache, daß, da Bernice sich so lange vor Lord Chetwynd nicht zu erkennen gegeben hatte, sie einen besonderen Grund haben mußte, noch länger zu schweigen, und glaubte daher, mit ihrer Drohung die Marquise einzuschüchtern.

Aber auf den wirklichen Schreck, den ihre Worte hervorbrachten, war sie nicht vorbereitet. Bernice stieß ein schmerzliches Achzen hervor und packte rasch den Arm der Alten.

„Nein, nein!“ rief sie. „Ich will nicht dorthin gehen. Was wollen Sie von mir?“

„Aus Ihrem Munde hören, daß Sie Lady Chetwynd sind!“

„Nein, ich kann das nicht.“

„Es ist nicht nothwendig. Ich kenne Sie. Wer hat Sie aus Ihrem Sarge befreit?“

Bernice zitterte und schwieg.

„War es Gilbert Mont?“

Bernice schwieg noch immer.

„Ich weiß, daß er es war. Sie sagen nicht nein. Es war Gilbert Mont, der Sie aus dem Grabe befreite. Was

ist während Ihrer Krankheit mit Ihnen geschehen? Wie konnte er Sie befreien?“

„Warum fragen Sie mich das Alles?“ fragte Bernice. „Ich kann Ihnen nicht antworten, — lassen Sie mich fort.“

„Keineswegs!“ sagte die alte Indierin, entschlossen, zu erfahren, wie viel Bernice von dem schändlichen Anschläge gegen ihr Leben wußte, da sie es für möglich hielt, daß Gilbert ihr die Wahrheit gesagt haben könne. „Sagen Sie mir, was während Ihrer Krankheit mit Ihnen vorgegangen ist.“

Wieder blieb Bernice stumm.

Der plötzliche Schrei eines Vogels erschreckte sie Beide. Sie glaubten, daß Lord Chetwynd zurückkehre, sie laufchten, aber es war kein anderes Geräusch vernehmlich. Der Lord war nicht in der Nähe.

„Wir können hier leicht gestört werden,“ sagte die Ragen. „Kommen Sie mit mir. Fürchten Sie nichts, ich werde Ihnen nichts thun.“

Sie packte Bernice's Arm noch fester, und eilte mit ihr in der Dunkelheit den schmalen Seitenpfad entlang. Sie durchschritten Theile des Parkes, welche Bernice bisher nie gesehen hatte und kamen endlich an den Rand eines kleinen Teiches, der früher im Winter von den Chetwynd's und ihren Gästen zum Schlittschuhlaufen benützt worden war.

Dieser Teich war niedriger als die Oberfläche des Parkes und von hohen Ufern, mit stattlichen Bäumen bepflanzt, umgeben. Die Ufer des Teiches lagen im Schatten, aber das Wasser glänzte im Mondenschein hell und durchsichtig wie eine Perle.

An einer Seite des Teiches stand ein kleines, im Schweizerstyl gebautes Gartenhaus, um dessen oberes Stockwerk ein breiter Balkon herum lief, welcher als Raum für die Zuschauer beim Schlittschuhlaufen gedient hatte.

Das obere Zimmer des Gartenhauses war vollständig möblirt, und wurde in der Regel verschlossen gehalten. Die alte Ragen hatte sich in letzterer Zeit in kluger Voraussicht mit den nöthigen Schlüsseln versehen.

Bernice erkannte den Platz, als sie hinkam; Lord Chetwynd hatte sie einmal auf einem anderen Wege dahin gebracht.

Die alte Ragen schleppte ihr Opfer über die äußere Treppe zu dem oberen Balkon des Gartenhauses. Das Dach war breit und vorspringend und der Balkon lag im tiefen Schatten. Die Indierin führte sie in der Dunkelheit bis zur Thüre des oberen Zimmers und blieb dort stehen.

Es standen viele Stühle und Sopha's auf dem breiten Balkon, und Ragen setzte ihre Gefangene auf ein Sopha, nahm neben ihr Platz und hielt sie fest.

Sie waren auf der Wasserseite des Gebäudes und konnten von keiner Seite gesehen werden. Der Teich lag dicht vor ihnen unter dem Balkon und jenseits sah man nur die dunkelbewaldeten Ufer.

„Wir sind hier allein,“ sagte Ragen in einem Tone, der Bernice mit seltsamem Schreck durchzuckte. „Allein, meine Lady! Verstehen Sie?“

„Ja,“ stammelte Bernice, „wir sind allein!“

„Fürchten Sie sich?“

„Nein — warum sollte ich mich fürchten? Aber es ist Alles so sonderbar. Lassen Sie mich gehen, Ragen — o, lassen Sie mich gehen!“

„So, jetzt haben Sie gestanden, daß Sie Lady Chetwynd

find, denn Sie nannten meinen Namen. Ich frage Sie jetzt wieder und zum letzten Male, was ist während Ihrer Krankheit mit Ihnen geschehen?"

Sie brannte ein Zündhölzchen an, das sie aus einer Schachtel in ihrer Tasche nahm, und leuchtete Bernice in's Gesicht. Dieses Gesicht war sehr bleich von Ermüdung und Aufregung, aber es hatte einen muthigen, unerschrockenen Ausdruck. Und obgleich Bernice, wie zuvor, sich weigerte, ihre Frage zu beantworten, forschte die alte Indierin vergeblich in ihren Zügen nach einer Aufklärung. Es war offenbar, daß Monk die Schuld seiner Schwester an Bernice nicht verrathen hatte.

„Wenn Sie mich die ganze Nacht hindurch dasselbe fragen,“ sagte Bernice, „kann ich Ihnen doch nicht antworten. Sie verschwenden Ihre Zeit unnütz.“

Ragen begann die Wahrheit zu ahnen. Sie fing an zu begreifen, daß Bernice durch ein gegebenes Versprechen gebunden sei. Offenbar hielt er sie zu irgend einem Zwecke verborgen. Wollte er Verrath an seiner Schwester üben? Wollte er Bernice etwa in einem entscheidenden Momente — vielleicht an Lord Chetwynd's zweitem Hochzeitstage — zum Vorschein bringen, und eine glänzende Belohnung fordern? Die alte Ragen fing an zu glauben, daß dies Gilbert Monk's Plan sei; aber sie kannte ihn noch nicht in seiner ganzen Schlechtigkeit.

„Ich vermute,“ sagte Ragen rauh, „daß Sie durch irgend einen Schwur gebunden sind, meine Lady. Wozu spielen Sie in Chetwynd-Park das Gespenst? Sie haben sich auch verändert, Sie sind schön geworden; aber was wird Ihnen Ihre Schönheit nützen? Vielleicht glauben Sie, Ihren früheren Gatten zurückzugewinnen? Sie könnten ebenso gut versuchen, wieder ein Kind werden zu wollen.“

Das kleine Wachskerzchen verlösch und die Beiden waren wieder in der Dunkelheit. Das alte Weib konnte nicht sehen, wie sehr ihre Worte Bernice erschütterten, und fuhr rasch fort.

„Lord Chetwynd ist sehr ärgerlich über die Erscheinung des vermeintlichen Gespenstes. Er droht, den Park zu verlassen, wenn er weiter belästigt wird, und sagt, daß er hinlänglich dafür bestraft sei, daß er einst einer flüchtigen Laune folgte, daß Sie ihn aber, da er Ihnen ein guter Gatte war, nicht weiter belästigen sollten. Er sagt, daß er es Sie nie hätte merken lassen, wie bitter er seine Heirath bereute.“

„Sagte er Ihnen das?“ fragte Bernice mit vor Schmerz bebender Stimme.

„Nein — er sagte es meiner jungen Herrin. Sie war seine erste Liebe, wie Sie wissen. Er hat sich auf dem Sterbebette seiner Mutter mit ihr verlobt; er ist wieder verlobt mit ihr, denn er liebt sie mit ganzer Seele. Sie hätten zur rechten Zeit die Thatsache enthüllen sollen, daß Sie leben, meine Lady. Sie haben das Geheimniß zu lange bewahrt. Eine Woche nach Ihrem vermeintlichen Tode hätte Lord Chetwynd Sie mit Freuden willkommen geheißen, jetzt würde er Sie mit Entsetzen und Abscheu empfangen.“

Jedes Wort dieser Rede schnitt Bernice in's Herz, aber sie rief nicht einmal einen Seufzer hervor. Diese Worte waren ja nur eine Wiederholung derjenigen, mit denen Gilbert ihr Herz so grausam getroffen hatte — ihr Platz war ausgefüllt — sie war vergessen.

Bernice stand auf, da Ragen sie losgelassen hatte, ging

schwankend zu der niedrigen Ballustrade des Balkons und lehnte sich daran.

Die alte Frau betrachtete sie einige Augenblicke mit eigenthümlich funkelnden Augen und einem finsternen Hassesblick. Dann stand sie still auf und schlich sich leise und verstohlen, wie eine Katze, mit vorgestreckten Händen und wild verzerrten Zügen auf Bernice zu.

Bernice's Gesicht war abgewandt, sie konnte ihre Feindin nicht bemerken.

Ragen schlich immer näher an sie heran; der mörderische Ausdruck in ihrem dunkeln Gesichte wurde immer drohender und finsterner, ihre Lippen waren zusammengepreßt, ihre Augen glühten wie Kohlen, sie athmete schwer und tief.

Einige Schritte hinter Bernice angekommen, bereitete das alte Weib sich zum Sprunge vor. Sie blieb eine Sekunde stehen und stürzte sich dann wie ein wildes Thier mit einem gellenden Schrei auf die schlanke Gestalt, faßte sie in die Arme und schleuderte sie über den Balkon in das Wasser des Teiches.

Bernice's Schrei erfolgte gleichzeitig mit ihrem Sturze in's Wasser.

Die alte Ragen lehnte sich über den Balkon und schaute auf den Teich hinaus. Sie wußte, daß das Wasser an dieser Stelle sehr tief sei, und rechnete darauf, daß Bernice unter-sinken und ertrinken würde; sie war daher auf den Anblick, der sich ihr bot, nicht vorbereitet.

Bernice nämlich befand sich kaum in dem nassen Elemente, als sie mit der Gewandtheit eines tüchtigen Schwimmers nach einem entfernten Punkte des Ufers strebte. Sie war klug genug, nicht auf das Ufer bei dem Gartenhäuschen zuzusteuern, wo ihre Feindin sie hindern konnte, zu landen.

Das alte Weib preßte einen Fluch hervor.

„Sie schwimmt wie ein Fisch,“ murmelte sie, „ich vergaß, daß sie das in St. Kilba so gut lernte. Ha, sie schwimmt zu dem Kreuzwege hinüber, wo sie landen wollen wird. Welcher Muth, welche Kaltblütigkeit! Sie wird mich noch überlisten. Ah, sie beginnt schwach zu werden. Sie greift nur noch mit einem Arme aus — warum das? Sie muß sich den andern dort unter dem Wasser an den Steinen verletzt haben. Vielleicht ist ihr Arm gebrochen. Sie kann nicht weiter. Sie ist verwundet, erstarrt oder hat einen Krampf.“

Ragen hatte Recht. Bernice hatte aufgehört, sich anzustrengen. Sie schwamm wie hilflos auf dem Wasser, und hob dann einen Arm flehend empor. Im nächsten Augenblicke sank sie mit einem wilden Schrei unter und die Wogen schlugen über ihr zusammen.

„Sie ist ertrunken,“ murmelte das alte Weib triumphirend, „ich werde morgen zurückkommen und ihre Leiche suchen, bis ich sie finde. Dann will ich sie mit Steinen belasten und sie versenken. Niemand darf erfahren, daß sie wieder gelebt hat. Ha, Mr. Gilbert Monk, ich habe Ihre Pläne durchkreuzt, der Geist von Chetwynd-Park ist beseitigt und meine gute Missy wird unbehelligt Lady Chetwynd werden!“

Mit einem grauenvollen Lachen eilte die Alte die Balkontreppe hinab, um durch den Park in das Schloß zurückzukehren, Bernice ihrem Schicksale überlassend.

Einunddreißigstes Kapitel.

Es war am Tage nach der Gesellschaft bei Lady Forestue — und etwa drei Wochen vor den zuletzt erzählten Ereignissen. Lady Diana Northwick stand an einem großen Glasfenster ihres Salons und schaute müßig, doch erwartungsvoll auf die Straße hinab.

Lady Diana war nicht allein. Vor dem glänzenden Marmorkamin stand ihr Verehrer — der als ihr Verlobter galt — Lord Tentamour.

„Ich fange an zu glauben, daß die Leute wirklich Recht haben, Diana, welche sagen, daß Sie kein Herz haben,“ sagte Lord Tentamour bitter. „Seit Jahren spielen Sie mit mir, ich habe mich an das Rad Ihrer Launen gekettet und mich von demselben nach Ihrem Willen hin- und herziehen lassen, wie Ihr Gefangener, und dennoch haben Sie mich immer in der Entfernung gehalten und mich mehr wie einen gewöhnlichen Freund, als Ihren erklärten Verlobten und künftigen Gatten behandelt. Ich bin dessen müde.“

Er schaute trotzig auf die stolze, kalte Schönheit, in ihrem hellgrünen Kleide, mit den goldblonden Haaren, wie sie reich geschmückt mit Juwelen und Spitzen da stand, und wurde bei diesem Anblick von einer plötzlichen Zärtlichkeit erfüllt. Er liebte die Lady von ganzer Seele; und sie — er wußte kaum, was sie für ihn fühlte.

„Wenn Sie meiner überdrüssig sind,“ sagte Lady Diana kalt, „können Sie die Fesseln abwerfen, die Sie so unerträglich finden.“

Lord Tentamour machte eine leidenschaftliche Bewegung.

„Ich habe um Sie gedient, wie Jakob um Rahel diente,“ sagte er vorwurfsvoll. „Ich habe Sie Jahre hindurch angebetet, wie der Perser die Sonne, die ihn blendet, und was ist mein Lohn? Nach jahrelangem Ausharren wollen Sie mich ohne das geringste Bedauern über Bord werfen? Sie sind meiner überdrüssig, Sie haben einen andern Mann in Ihr Herz geschlossen.“

„Das klingt Alles ungemein theatralisch, mein Lord,“ sagte Lady Diana hochmüthig; „aber leider bin ich nicht im Stande, es genügend zu würdigen. Bei einiger Ausbildung hätten Sie vielleicht ein guter Schauspieler werden können. Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit Anspielungen auf Ihre langjährige Bewerbung. Wenn Sie nicht zufrieden mit mir sind, will ich Ihnen Ihre Freiheit zurückgeben. Das wäre vielleicht überhaupt das Beste, was wir thun können.“

„Ich will aber nicht,“ rief Lord Tentamour leidenschaftlich. „Diana, Sie sind grausam. Bedenken Sie, wie lange unser Verhältniß währte, bedenken Sie, was die Welt sagt, wenn Sie mich jetzt von sich stoßen! Nein, nein, das darf, das soll nicht geschehen, ich habe ein Recht auf Sie — in einem Monat müssen Sie mich heirathen!“

Lady Diana's stolzes, bleiches Gesicht färbte sich purpurroth.

„Lord Tentamour vergift, mit wem er spricht,“ sagte sie eisig. „Sie sollten sich eine Braut in der Türkei suchen, außerhalb derselben hat eine Dame in Bezug auf ihr künftiges Lebensglück auch eine Stimme. Diese neue Rolle eines Großtürken steht Ihnen gar nicht, und wenn Sie denn durch-

aus in einem Monat heirathen müssen, so rathe ich Ihnen, sich eine andere Braut zu suchen.“

„Sie lieben Ihre Freiheit,“ sagte Lord Tentamour in höhnischem Tone, „und welchen Gebrauch machen Sie davon? Sie sind eine Kolette, deren einziger Lebenszweck es ist, gleich einem schimmernden Irrlichte die Männer, die in Ihren Lichtkreis kommen, dem Untergange zuzuführen.“

„Sie sind poetisch, mein Lord, aber nicht gerecht,“ sagte Lady Diana ruhig. „Wen habe ich in den Untergang gelockt? Wessen Leben habe ich zerstört? Ich war höflich mit den Leuten, aber wem habe ich Wärme gezeigt? Es ist sehr leicht, mich eine Kolette zu nennen, aber wer kann beweisen, daß ich's bin? Ich weise diese Bezeichnung zurück. Viele Männer haben mir ihre Hand angeboten, aber das ist nicht meine Schuld gewesen, und obgleich ich diese Männer als Freier zurückgewiesen habe, sind sie mir Freunde geblieben. Kein Mann kann sagen, daß ich mich irgendwie um ihn bemüht habe. Wenn ich gegen Sie kalt bin, so bin ich's gegen Alle.“

„Es liegt in Ihrer Natur, kalt zu sein. Ich weiß, daß Sie in jeder Gesellschaft die hervorragendste Erscheinung sind, und daß die Männer Sie umschwärmen, wie die Nachtfalter das Licht. Und Sie freuen sich all' der Bewunderung und Klammern sich an Ihre Freiheit, um diese Bewunderung auch ferner zu genießen. Sie sagen, daß Sie keine Kolette sind. Können Sie mit gutem Gewissen bestätigen, daß Sie gestern Abend der neuen Berühmtheit, Mr. Basil Tempest gegenüber nicht die Kolette spielten?“

Lady Diana's Wangen färbten sich höher.

„Ich habe Sie nicht zu meinem Beichtvater auserkoren, Lord Tentamour,“ sagte sie, aus dem Fenster schauend. „Ich war höflich mit diesem finster schauenden Fremden, aber kaum mehr als das.“

„Sie nennen es gewöhnliche Höflichkeit, ihm eine ganze Stunde Ihres Abends zu widmen — ihn über seine Abenteuer auszuforschen — Angst, Bewunderung und Entzücken zu verrathen, und ein Interesse zu zeigen, das Sie nicht einmal mir beweisen? Weil er eine Berühmtheit ist, wollen Sie ihn zu Ihren Füßen sehen. Und wer ist er? Ausgenommen, daß er ein berühmter Reisender ist, wissen wir nichts von ihm. Wo ist er geboren? Er ist vielleicht ein Krämersohn — selbst der Name Tempest gehört vielleicht nicht ihm. Er war vielleicht ein Taugenichts, der sein Vaterland verlassen mußte.“

„Kurz und gut,“ sagte Lady Diana ruhig, als Lord Tentamour innehielt, „er ist vielleicht ein Spitzbube, ein bestraffter Mensch, oder ein Einbrecher. Ich bin sehr geschmeichelt von der Zumuthung, Geschmack an der Schlechtigkeit und Gemeinheit zu finden. Ich fand Mr. Tempest groß und edel und zweifle nicht, daß Tempest sein wirklicher Name ist, auch glaube ich nicht, daß er einer Lüge fähig wäre. Er ist gewiß ein Gentleman, woher immer er auch kommen mag.“

(Fortsetzung folgt.)

Cleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

„Einige Tage — vielleicht gar eine Woche! Es ist hier sehr schön — die Luft gesund — —“

„Kennt Ihr auch Sir William?“ unterbrach der alte Diener diese Lobrede auf den Badeort, von dem er glaubte, daß er den Zustand seines Herrn verschlimmert habe.

„Nein, ihn kenne ich nicht — ich hatte noch nicht die Ehre, ihm vorgestellt zu werden. Mein Freund Richard und sein Vater haben seit Jahren sich nicht gesehen noch gesprochen!“

„Das braucht Ihr mir nicht zu erzählen — das sind mir bekannte Dinge. Uebrigens war es Mr. Richard's Schuld, der seinen Vater kennen mußte!“

Der Franzose nickte beistimmend und fragte nach einer kleinen Pause:

„Kennt Ihr hier auch einen Mr. Hope?“

„Diese Frage kam Job in seiner Verstimmung sehr gelegen; er hatte das größte Recht, mürrischer noch als vorher zu sein, und sagte mit ärgerlicher Stimme:

„Ich kenne diesen Mr. Hope sehr wohl, was ist's mit ihm?“

Monsieur Willard hatte seinen Gefährten scharf beobachtet, und mußte mit der Wirkung seiner Worte zufrieden sein, denn er streichelte sich behaglich das Kinn, von dem er vor seiner Reise nach Torquay den Bart hatte abnehmen lassen, und entgegnete in vertraulichem Tone:

„Ein schrecklicher Mensch, Job — ein fürchterlicher Mensch! Und sein Bruder Maurice, was sich von dem erzählen läßt — —“

„Ihr braucht mir von Keinem etwas zu erzählen,“ erwiderte Job, dem das Blut schon in's Gesicht stieg. „Wo sie erscheinen, folgt wenig Gutes — —“

„Auch ich bin nur in Mr. Richard's Interesse hier, denn dieser Mr. Hope sinnt auf Unheil — —“

„Was? Er ist nicht Sir William's wegen gekommen?“

„O, gewiß nicht! er will nur Vater und Sohn noch mehr entzweien, und Sir William muß die reine Wahrheit erfahren, Job!“

„Ja, das muß er, und er wird einsehen, daß ich Recht hatte, ihn vor diesen Hope's zu warnen.“

„Das will ich jetzt thun, Job“, sagte der Franzose, seinem Begleiter noch näher tretend, „ich will an Sir William oder seine Enkelin sogleich einige Zeilen schreiben, wenn ich nur weiß, wie sie sicher in die richtigen Hände gelangen.“

„Gebt mir den Brief, ich will ihn schon besorgen, und wenn er Wahrheit enthält, werden sie schon wissen, was sie zu thun haben. Habt Ihr aber nur einen Scherz im Sinn, oder entdeckt Euch Mr. Hope, so hütet Euch vor ihm, denn ich habe genug von ihm erfahren, und kann Euch sagen, daß er ein gefährlicher Feind ist!“

„Ich fürchte ihn nicht, mein lieber Job, nicht im Geringssten“, entgegnete der Polizeiagent, erfreut, daß ihm sein,

wie er meinte, so schlaue erfonnener Plan so gut gelungen.

„Und nun wollen wir vor allen Dingen ein Wirthshaus auffuchen, und uns ein stilles Zimmer geben lassen, wo ich den wichtigen Brief schreiben kann.“

Während dieses Gespräches hatten sie die Stadt schon erreicht und bald auch ein Wirthshaus gefunden, das ihren Wünschen entsprach. Hier ward ihnen ein sehr ruhiges Hinterzimmer angewiesen und Beide nahmen an einem Tische Platz, Job, weil er von dem weiten Marsch ermüdet war, Monsieur Willard, um seinen Brief zu schreiben, den er alsbald mit einem Bleistift auf der Rückseite eines anderen begann.

Job sah diesem Beginnen voll Staunen zu und war eben im Begriff, sich eine Bemerkung zu erlauben über die wenig ehrerbietige Weise, an einen Baronet zu schreiben, als der Kellner mit einem großen Krüge Ale und einigen Gläsern eintrat, dieses auf den Tisch stellte und das Zimmer wieder verließ.

„Euer Wohlsein, Job!“ sagte der Franzose, nachdem er zwei Gläser gefüllt und das seinige emporhob. „Eine kleine Stärkung nach dem weiten Wege wird uns gut thun.“

Job nickte mit dem Kopfe, ließ jedoch sein Glas stehen.

„Trinkt doch, mein lieber Freund“, sagte Monsieur Willard, „der Ale hier ist gut — —“

„Ich trinke nie so früh am Tage Bier — —“

„Aber Ihr werdet doch auf das Gelingen unseres Planes trinken? Auf die Entlarvung dieses Mr. Hope?“

„Ja, gewiß, darauf trinke ich!“

Hastig ergriff Job das große, wohlgefüllte Glas und leerte es bis zur Keige.

„Recht so, Job!“ sagte der Franzose, seine Freude verbergend. „Ihr meint es gut mit Sir William und — aber ich muß schnell meinen Brief beenden —“

Nachdem er die Gläser nochmals gefüllt, griff er wiederum zu Papier und Bleistift und schien eifriger noch als vorher zu schreiben, ohne dabei seinen Gefährten aus den Augen zu lassen.

Auf diesen verfehlte nach der durchwachten Nacht und dem weiten Wege das starke Bier seine Wirkung nicht, und es war noch keine Viertelstunde in dem ruhigen Hinterzimmer verflossen, als Job Fritton in seinem Stuhl zurückgelehnt darsaß und sich dessen, was um ihn her vorging, nur dunkel bewußt war, obgleich er später die feste Ueberzeugung hegte, daß ihm Jemand aus seiner Brusttasche Miss Kelydale's Brief genommen.

Sobald Job fest eingeschlafen war, schlich der französische Polizeispion aus dem Zimmer, verließ ungesehen das Wirthshaus und eilte auf dem Wege, den er gekommen, wieder aus der Stadt.

Das Gelingen seines Planes hatte ihn in die lebhafteste Aufregung versetzt; er begann bald laut und heftig in seiner Muttersprache zu reden, gestikulirte auf eine so auffallende

Weise, daß die Spaziergänger ihm verwundert nachblickten, und rannte dann auf einen Mann los, den sein scharfes Auge schon von Weitem erkannt hatte, und dessen beide Arme er mit festem Griff erfaßte.

„Was soll das bedeuten?“ fragte Archibald Hope, denn dieser ward von dem Franzosen angehalten, und machte sich von dem eisernen Griff des Polizeientaganten los.

„Erkennen Sie mich nicht?“

„Monsieur Billard?“ rief Archibald Hope erstaunt.

„Der Herr, welcher mich in Glasgow aufsuchte? Ja, nun erkenne ich Sie! — Was aber hat Sie nach Devonshire geführt? Haben Sie seine Spur gefunden?“

„Es ist Alles entdeckt, ich durchschaue das Ganze — —“

„Sie wissen, wo mein Bruder ist?“ fragte hastig der junge Mann.

„Wo er war, Monsieur Hope; leider habe ich nur das erfahren! Diese Leute hatten wirklich — —“

„Welche Leute?“

„Die Familie Kelydale hatte guten Grund, Ihren Bruder zu fürchten! Sie waren Alle, das heißt, Mr. Richard, seine Frau und die junge Dame, in seiner Gewalt, und er hatte sie oft genug mit Entdeckung bedroht! Wann sahen Sie ihn zuletzt?“

Archibald Hope nannte ihm genau Tag und Stunde des Monat August, wo er sich von seinem Bruder getrennt.

„Nath, Monsieur Hope!“ sagte der Franzose, nachdem Archibald geendet.

„Um des Himmels Willen, Monsieur Billard, zögern Sie nicht länger und sagen Sie mir, was Sie entdeckt haben!“

„Ihr Bruder Maurice ist an jenem Abend ermordet worden!“

„Ermordet? Das kann nicht sein!“

„Leider ist es so, und ich trage den Beweis bei mir! Ihr Bruder ward auf der Landstraße von Richard Kelydale angegriffen, und tödtlich verwundet nach Job Fritton's Wohnung geschafft, die, wie Sie wissen werden, im Park von Carrisford liegt, und wo Miß Kelydale ihn bis zu seinem Ende pflegte!“

Zehntes Kapitel.

Der Spion.

Nach dieser Mittheilung des Franzosen trat eine augenblickliche Pause ein. Zu seinem Erstaunen nahm er jedoch wahr, daß dieselbe auf seinen Gefährten nicht die erwartete Wirkung hervorgebracht. Dagegen hatten Archibald Hope's Züge einen finsternen, fast drohenden Ausdruck angenommen, und mit anscheinend ruhiger Stimme fragte er:

„Sie haben da eine schwere Anklage ausgesprochen, wo sind Ihre Beweise?“

„O! die habe ich, die sind in meinen Händen,“ entgegnete Billard, „und sie zeigen mir deutlich, wo die Schuldigen sind! — Mrs. Kelydale war mir schon seit Jahren von nicht eben vortheilhafter Seite bekannt; ihr Gatte hatte sich an einem Complot gegen die Regierung betheiliget, wofür ihm jahrelange Zuchthausstrafe in Aussicht stand, wenn er entdeckt wurde. Durch einen Zufall gelang Ihrem Bruder diese Entdeckung, die Richard Kelydale in seine Gewalt lieferte, und

wenn er ihn aus besonderen Gründen auch nicht anzeigte, so durfte Letzterer doch nicht wagen, die französische Hauptstadt zu verlassen. Als nun aber Ihr Bruder diesen Sommer nach England reiste, folgte ihm nach kurzer Zeit Richard Kelydale; sie begegneten sich an dem erwähnten Abend in Carrisford und — die That war geschehen.“

„Sie waren also erst in Carrisford, ehe Sie zu mir kamen, Monsieur Billard?“ fragte Archibald Hope in ruhigem Tone, „und erfuhren dort diese Ereignisse?“

„Ja, ich war dort, und erfuhr von einem Ländmanne, daß er in jener Augustnacht unter seinem Fenster laut und heftig reden gehört, worauf er dasselbe geöffnet und hinausgeblickt hat. Er bemerkte, wie ein Mann sich über einen anderen beugte, der auf der Landstraße lag. Nachdem er sich erkundigt, was geschehen, erhielt er zur Antwort, daß der Liegende betrunken sei, sich aber gleich erheben und weiter gehen werde. Nicht zufrieden mit dieser Auskunft, hatte der Mann sich vollständig angekleidet und war in's Freie geeilt, wo er nur noch einen Hut in dem hohen Grase fand, und daraus schloß, daß man ihm die Wahrheit gesagt, umsomehr, da er am folgenden Morgen von keinem besonderen Ereignisse im Dorfe hörte.“

„Und was entdeckten Sie sonst noch in Carrisford?“

„Dies war Alles, was ich erfuhr.“

„Und doch verbargen Sie mir dies, als Sie mich in Glasgow aufsuchten? Waren Sie vielleicht gar der Ansicht, ich könnte meinen Bruder umgebracht haben?“

Ein Anderer, als Monsieur Billard, der eine bewunderungswürdige Fassung und Selbstbeherrschung besaß, hätte gewiß durch seine verlegene Miene verrathen, daß dies allerdings im Anfang seine Meinung gewesen, er jedoch entgegenete lebhaft:

„Wie wäre das möglich, Monsieur Hope! Nachdem Sie Ihren Bruder kaum wiedergesehen, sollten Sie ihn ermordet haben? Nein, wahrlich! einen solchen Argwohn konnte ich nie hegen!“

„Aber Sie beschuldigen doch die Familie Kelydale, ein junges Mädchen sogar — —“

„Miß Kelydale — sie wußte Alles und haßte meinen armen Freund ganz wie ihr Vater. Diesen Morgen hat sie ihm in einem Briefe mitgetheilt, daß Sie in Ihrer Besorgniß über Ihres Bruders Abwesenheit viele Fragen an sie gerichtet hätten, denen sie kaum noch hätte ausweichen können, und daß — —“

„Kein Wort mehr, Monsieur Billard, denn ich habe kein Recht zu erfahren, was Miß Kelydale an ihren Vater geschrieben! Wie aber sind Sie in den Besitz dieses Briefes gekommen?“

„Ich traf vor kaum einer Stunde einen Diener von dem alten Baronet, der ihn zur Post bringen sollte, was ich durch ein Gespräch, das ich mit ihm anknüpfte, von ihm erfuhr. Unter irgend einem Vorwand führte ich ihn in ein Wirthshaus, ließ ihm zu trinken geben, und als er eingeschlafen, nahm ich ihm den Brief ab — —“

„Glender!“ rief Archibald Hope mit zornfunkelnden Augen, „das haben Sie gewagt? Wissen Sie auch, daß Sie dadurch unsern Gesetzen verfallen sind? Folgen Sie mir auf der Stelle — —“

Der Franzose trat einen Schritt zurück, denn er hatte von seinem Begleiter eine andere Antwort erwartet. Dieser aber ergriff ihn mit starker Hand am Arm und führte ihn

einige Schritte mit sich fort, bis der französische Polizeispion ängstlich fragte:

„Was haben Sie mit mir vor, Mr. Hope? Wohin wollen Sie mich bringen?“

„Zu Miß Kelydale! Sie sollen ihr selbst den Brief wiedergeben, den Sie dem alten Diener auf hinterlistige Weise geraubt haben!“

„Aber ich habe Ihnen doch gesagt, daß sie um das Verbrechen ihres Vaters weiß — —“

„Schweigen Sie von solchen Anklagen, wenn Sie nicht noch etwas Schlimmeres erleben wollen! Doch wir sind zur Stelle! Folgen Sie mir ohne Widerstand, und hoffen Sie nicht, mir entfliehen zu können!“

Archibald Hope hatte wirklich bei diesen Worten den Garten der Villa erreicht und zog seinen Gefangenen schnell mit sich fort, bis er mit ihm, des staunenden Dieners, der ihnen die Thür öffnete, wenig achtend, das Wohnzimmer erreichte, wo er bereits Miß Kelydale vom Garten aus am Fenster gesehen.

Erstaunt blickte diese auf die Eintretenden; Archibald Hope jedoch kam ihrer Frage schnell zuvor und sagte:

„Entschuldigen Sie diese unziemliche Störung, Miß Kelydale! Allein ich mußte Sie diesem schuftigen französischen Polizeispion gegenüberstellen — —“

„Weshalb aber, Mr. Hope?“ unterbrach ihn nicht ohne Besorgniß das junge Mädchen.

„Damit Sie die Anschuldigungen widerlegen können, die er gegen Sie und Ihren Vater erhebt,“ entgegnete Archibald Hope ernst, „denn er behauptet, Lekturer sei der Mörder meines Bruders, er habe ihn einige Meilen von Carrisford schwer verwundet und dann nach Job Fritton's Wohnung gebracht, wo Sie ihn bis zu seinem Tode gepflegt hätten.“

Leichenbleich, keines Wortes mächtig, mit fest in einander geschlungenen Händen, saß Eleanor Kelydale da und Archibald Hope erwartete vergebens eine Erklärung.

„Der Franzose behauptet,“ fuhr er endlich fort, „seine Kenntniß der Sache theilweise durch Beobachtungen an Ort und Stelle, theilweise durch einen Brief erlangt zu haben, welchen Sie an Ihren Vater geschrieben, den er sich zu verschaffen gewußt und gelesen hat.“

„Und Sie, Mr. Hope, kennen Sie den Inhalt des Briefes gleichfalls,“ fragte Eleanor. „Hat er Ihnen denselben vielleicht gar vorgelesen?“

„Nein, Miß Kelydale,“ entgegnete Archibald Hope fest und streng, „so besorgt ich auch um meinen Bruder bin, lehnte ich dennoch jede Mittheilung aus einem so widerrechtlich erworbenen Briefe ab! Allein ich durchschaue jetzt das ganze Geheimniß, welches Sie mir so ängstlich zu verbergen gesucht — —“

„— und welches ich Ihnen so gern anvertraut hätte,“ unterbrach ihn Eleanor, „wäre nicht stets die tödliche Angst um meinen Vater gewesen! — Der jedoch behauptet, daß Maurice ihn zuerst angegriffen, nachdem er über seine unerwartete Anwesenheit in England in Wuth gerathen, wodurch er jede Gewalt über ihn verloren. Das aber ist noch keineswegs das Ende in der Sache, wie jener Mann zu denken scheint.“

„Geben Sie Miß Kelydale's Brief heraus,“ sagte jetzt Archibald Hope zu Willard.

Dieser kam dem Verlangen nach.

„Lesen Sie ihn gleichfalls, Mr. Hope,“ sagte Miß Kelydale, diesem den Brief überreichend.

Archibald Hope machte eine abwehrende Bewegung.

„So haben Sie nichts dagegen, wenn ich ihn verbrenne?“

Und als der junge Mann verneinend das Haupt schüttelte, machte sie eine schnelle Bewegung nach dem Kamin, dessen züngelnde Flammen im nächsten Augenblicke das inhaltsschwere Papier verzehrten.

„Sie mögen sich jetzt entfernen, Monsieur Willard,“ sprach Archibald Hope, zu dem Franzosen gewendet, „nachdem Sie vorher Miß Kelydale um Entschuldigung gebeten haben. Ihre Anwesenheit ist hier nicht mehr erforderlich — —“

„Doch, doch, Mr. Hope,“ unterbrach ihn Eleanor, „dieser Herr hat einen Theil des Geheimnisses entdeckt, welches ich so sorgfältig gehütet, mag er nun auch die ganze Wahrheit erfahren, und dann, wenn es ihm erforderlich scheint, seine Pläne weiter verfolgen.“

Elftes Kapitel.

Das Geständniß.

„Sie werden fragen, Mr. Hope,“ fuhr Eleanor zu diesem gewandt fort, „weshalb ich Ihnen nicht schon früher Nachricht über Ihren Bruder gab, warum ich dies schreckliche Geheimniß so streng vor Ihnen gehütet habe — es geschah nur, weil Ihres Bruders Leben in der größten Gefahr schwebte, denn als mein Vater ihn in jener Nacht nach der einsamen Jägerwohnung brachte, glaubten Alle, daß für ihn keine Rettung möglich sei, eine That, die meinem Vater verhängnißvoll werden mußte. Sobald die That geschehen, beroute mein Vater seine unglückliche Hestigkeit und pflegte Ihren Bruder mit der größten Sorgfalt. Zum Bewußtsein zurückgekehrt, äußerte dieser jedoch laut sein Mißtrauen gegen ihn und seine Frau, und erklärte, daß er sich nur in meiner Nähe sicher fühlen würde. Ich ward also nach Job Fritton's Waldwohnung berufen und blieb daselbst, bis Maurice Hope außer aller Gefahr war.“

„Außer aller Gefahr!“ wiederholte mit Nachdruck der junge Mann. „Haben Sie Miß Kelydale's Erklärung verstanden, Monsieur Willard?“

„Ja, vollkommen!“ entgegnete der Franzose.

„Als er dies selbst fühlte,“ fuhr Eleanor fort, „wünschte er, daß ich zu meinem Großvater zurückkehren sollte, und ehe ich ihn verließ, Mr. Hope, erhielt er jenes Geld zurück, welches er mir übergeben hatte.“

„Weshalb aber diese Zurückhaltung gegen mich, dem er doch hätte vertrauen können, dem er, angesichts des Todes, hätte vertrauen müssen?“

„Am Abend nach dem Angriff beobachtete mein Vater Sie in Ihrem Zimmer in dem Wirthshause, und folgte Ihnen später nach Aver Court, um Sie, falls Maurice Sie zu sehen wünsche, finden zu können, der, so lange seine Schwäche anhielt, oft und viel von Ihnen sprach.“

„Und später lehrte das alte Mißtrauen zurück? — Armer, armer Maurice, wodurch habe ich das verdient?“

„Vergessen Sie nicht, Mr. Hope, daß ihm ebenso sehr

wie uns, namentlich mir, daran lag, die ganze Sache geheim zu halten.“

„Ja, ich verstehe Sie vollkommen,“ erwiderte Archibald düster. „Er würde jeden Ihrer Wünsche geachtet haben und Sie — —“

„Und ich? ich danke dem Himmel, daß mein Vater nicht sein Mörder geworden, und er im Stande war, sich, wie er wünschte, von Carrisford zu entfernen.“

„Verließ er die Waldwohnung, als Sie sich wieder zu Ihrem Großvater begeben?“

„Ja; er wollte nach Paris reisen, und Job fuhr ihn zur Stadt und begleitete ihn an's Schiff. Alles dies hätte ich Ihnen schon früher sagen können, Mr. Hope, und damit dem traurigen Geheimniß ein Ende machen — allein ich erfuhr von Ihnen, daß er verschwunden sei, und da trat die Angst und Besorgniß um meinen Vater wieder in den Vordergrund. Heute Morgen hatte ich ihm mitgetheilt, daß Maurice Hope nicht in Paris angekommen und daß Sie seinetwegen in großer Besorgniß seien — doch, diesen Brief wird er ja nicht erhalten, Sie wissen, was daraus geworden ist!“

„Sind Sie jetzt zufriedengestellt?“ fragte nach einer kleinen Pause der junge Mann den Polizeispion.

„Vollkommen! vollkommen!“ erwiderte Monsieur Billard unter lebhaften Handbewegungen.

„Und Sie, Mr. Hope?“ fragte Eleanor Kelydale. „Sind Sie gleichfalls zufriedengestellt?“

„Ja, Miß Kelydale, mehr als ich zu sagen vermag, und ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, durch die ich erfahren, daß, wie ich gleich vermuthet, die Erzählung jenes Mannes durchaus unwahr ist.“

Monsieur Billard wollte sich eben vertheidigen, als die Thür geöffnet ward und Job Fritton hastig eintrat. In seiner Aufregung bemerkte er den Franzosen nicht sogleich, ebensowenig Archibald Hope, der am Ramin lehnte, und rief seiner jungen Gebieterin entgegen:

„Schreibt einen andern Brief, Miß Eleanor — er ist mir gestohlen worden — ein französischer Schurke, der mich vergiften wollte — aber wahrhaftig, da sitzt er!“

Bei diesen Worten stürzte der Alte auf Mr. Billard los, der sich schnell erhob, seinen Stuhl schützend vor sich hielt und angstvoll rief:

„Gnade! Barmherzigkeit! Ihr wollt mich doch nicht auch sterben und verschwinden lassen, wie mein armer College Delille verschwunden ist?“

„Zurück, Job!“ rief Eleanor. „Wie können Sie in meiner Gegenwart — —“

„Ich will mich doch nicht vergiften lassen, Miß Kelydale! Er soll gleich mit zur Polizei — —“

„Lassen Sie es gut sein, Job,“ sprach hinzutretend Archibald Hope. „Monsieur Billard hat zwar seine Befugniß übertreten, doch wollen wir ihn jetzt in Frieden ziehen lassen. Ich glaube kaum, Sir,“ wendete er sich dann an den Franzosen, „daß das, was Sie hier über meinen Bruder vernommen, von großem Gewicht für Sie sein wird, lassen Sie sich aber rathen, bei ferneren Nachforschungen in England vorsichtiger zu Werke zu gehen, denn sonst möchten Sie wirklich unserer Polizei in die Hände fallen.“

Monsieur Billard war scharfsinnig genug, diese Andeutung zu verstehen; unter vielen Dücklingen nahm er von den Anwesenden, selbst von Job, Abschied, und verließ vorsichtig

das Zimmer, um so schnell wie möglich aus dem Hause, dem Garten und auf die Straße zu eilen. Er begab sich sofort nach dem Bahnhof und erfuhr zu seiner Freude, daß in der nächsten halben Stunde der Zug nach London abgehen würde, den er zur Verfolgung seiner weiteren Pläne zu benutzen beschloß.

Auf der langen Fahrt blieb ihm Zeit genug, diese Pläne, die er in Eile und Aufregung gefaßt, nochmals reiflich zu überlegen und dahin abzuändern, daß er nicht, wie anfänglich seine Absicht gewesen, der Londoner Polizeibehörde die Mordthat, an die er noch immer fest glaubte, anzeigte, sondern es vorzog, die Sache einzig und allein zur weiteren Untersuchung der französischen Polizei in die Hände zu legen. Er blieb also nicht länger als durchaus erforderlich war in der englischen Hauptstadt und reiste, ohne sich lange Ruhe zu gönnen, wieder nach Paris ab.

Dort angekommen, suchte er sogleich die Wohnung seines Chefs auf, mußte aber, da er ihn nicht gleich empfangen konnte, noch lange auf eine Audienz warten. Als er endlich vorgelassen wurde und in seinem Dienstkoffer hastig die Treppe hinaufsteigen wollte, rannte er gegen einen Mann an, der in Gedanken vertieft aus dem oberen Stockwerk herabkam. Beide sprachen zugleich ihre Entschuldigung aus, und zu seinem Staunen und Schrecken vernahm Monsieur Villard eine ihm wohlbekannte Stimme, und mit stockendem Athem rief er:

„Delille! Sie hier? Man hat Sie also doch nicht in England umgebracht?“

„Umgebracht?“ entgegnete kühl, ja mit einiger Enttäuschung der Angeredete. „Haben Sie etwa geträumt, Villard? Wer sollte mich wohl haben umbringen wollen? Aber leben Sie wohl, Kamerad! Meine Zeit drängt, ich werde binnen einigen Stunden Paris verlassen!“

„Doch nicht auf immer?“

„Ja, denn ich gebe den Dienst, der mir nicht mehr zusagt, auf! Leben Sie wohl, vielleicht hören Sie aus Amerika nach Jahren einmal wieder von mir!“ —

Zwölftes Kapitel.

Im neuen Licht.

Archibald Hope war zwar durch Miß Kelydale's Geständniß hinsichtlich seines Bruders beruhigt, allein er hielt es dennoch für seine Pflicht, angemessene Nachforschungen nach ihm anzustellen, und diese nicht der geheimen französischen Polizei zu überlassen, die sicherlich nicht damit zögern würde.

Zwar wäre er gern noch in Torquay geblieben, jetzt, wo ihm Eleanor Kelydale in einem andern Lichte, von keinem Geheimniß mehr beängstigt, erschien; wider Erwarten jedoch war der Grund seiner Anwesenheit schnell geschwunden, denn er wußte, daß sein Bruder lebte, Sir William befand sich ebenfalls besser und kräftiger, sodas seine Umgebung nochmals Hoffnung auf Genesung hegte, er hatte also keine genügende Veranlassung, seinen Besuch in dem so schönen Seebade zu verlängern. Als er daher am Morgen nach Monsieur Villard's Abreise in Sir William's Krankenzimmer trat, wo auch dessen Enkelin anwesend war, und die gegen-

seitigen Begrüßungen ausgetauscht waren, verflühdete er in wenigen Worten, daß er am Abend mit dem letzten Eisenbahnzuge Torquay verlassen würde.

„Warten Ihrer so wichtige, bringende Geschäfte?“ fragte der Baronet, wenig zufrieden mit dieser Erklärung, „oder sind Sie unserer bereits überdrüssig geworden?“

„Keineswegs, Sir William,“ entgegnete der junge Mann und heftete dabei einen forschenden Blick auf Eleanor, den diese richtig verstanden haben mußte, denn sie sagte, sich zu dem Kranken wendend:

„Mein Großvater hat Monsieur Billard's Besuch, sowie die Veranlassung desselben erfahren, Mr. Hope.“

„Ja, ich weiß Alles, was diesen Schuft betrifft,“ fügte der Baronet mit finsterner Miene hinzu.

„Er wird ohne Zweifel dem, was er hier vernommen, keinen Glauben schenken,“ entgegnete Archibald, „und durch seine, wie er meint, nothwendigen Nachforschungen die Sache an die Oeffentlichkeit zu bringen suchen. Ich will diesem Beginnen zuvorkommen — —“

„Sie thun recht daran, Mr. Hope,“ unterbrach ihn Sir William lebhaft, „und ich danke Ihnen, denn Sie werden durch Ihre Handlungsweise gleichfalls eines alten Namens schonen. Wunderbar genug, daß wir Alle so ängstlich darnach streben, einen Mann wiederzufinden, den mein Sohn als seinen größten Feind betrachtet, und meine Entelin wenig Ursache zu lieben hat.“

„Sie haben meinen Bruder bisher nur von seiner schlimmsten Seite kennen gelernt. In früheren Jahren besaß er viele schätzenswerthe Eigenschaften, und ich kann nicht glauben, daß sie alle verloren gegangen sein sollten.“

Das junge Mädchen stieß einen tiefen Seufzer aus, der Kranke aber sagte:

„Recht so, Mr. Hope, man muß so lange es möglich den Glauben an die Seinigen bewahren!“ — Ich habe dies nicht gethan — aber es ist zu spät, darüber zu klagen! Eleanor,“ wandte er sich dann an seine Entelin, die ihn nicht ohne Besorgniß betrachtet hatte, „Eleanor, ich habe mir einen Spaß ausgedacht, den Du mir nicht verderben darfst. Bege Deine Reitanzug an, ich habe an diesem schönen Tage Pferde bestellt — —“

„Pferde bestellt, Großpapa?“

„Ja, mein Kind! Ein weiter Ritt am Meer entlang wird Dir bei Deinem fortwährenden Aufenthalt im Krankenzimmer gut thun. Mrs. Relydale hat mir versprochen, Dich zu begleiten, Elley, und Job, obgleich er zu Pferde keine sonderliche Figur spielt, mag zu Euerem Schutze mitgehen.“

„Aber Du, Großpapa?“

„Vielleicht ist Mr. Hope so gütig, mir Gesellschaft zu leisten!“

„Mit dem größten Vergnügen,“ entgegnete dieser zwar gegen seine Ueberzeugung, denn er hätte es vorgezogen, mit Eleanor Relydale noch am letzten Tage seiner Anwesenheit an die Seelüste hinaus zu reiten.

„Wenn Sie es jedoch vorziehen,“ fuhr der Baronet fort, „die Damen zu begleiten, so wird gewiß Job Ihnen sein Pferd überlassen — —“

Dies war eine große Versuchung für Archibald Hope, und er warf einen Blick auf das junge Mädchen, das jedoch ruhig mit einer Handarbeit beschäftigt war. Ueberzeugt, daß seine Begleitung nicht begehrt werde, wiederholte er:

„Es macht mir Freude, bei Ihnen zu bleiben, Sir William!“

Dem Wunsche ihres Großvaters gemäß ging Miß Relydale, ihren Reitanzug anzulegen, und gleich darauf trat Job, verbrießlich und mürrisch, ein, und sagte:

„Ich höre, daß ich Miß Relydale begleiten soll, Sir William, und doch ist mir nichts mehr zuwider, als ein Pferd zu besteigen — —“

„Und ich glaubte, Euch ein besonderes Vergnügen zu bereiten, Job.“

„Ein besonderes Vergnügen, Sir William? Dann lassen Sie mich hier bei Ihnen bleiben!“

„Wollen Sie lieber als Cavalier mitgehen, Mr. Hope? Es könnte irgend ein Unfall geschehen, und wenn Job da ängstlich ist — — auch hat das, was ich noch mit Ihnen besprechen wollte, Zeit bis zu Ihrer Rückkehr.“

„Aber die Damen, Sir William — —“

„O! die werden sich über Ihre Begleitung nicht zu klagen haben!“

Bald darauf traten diese, zu ihrem Ausfluge gerüstet, in's Wohnzimmer, woselbst sie Archibald Hope ihrer wartend fanden. Eleanor Relydale hatte schon von der neuen Bestimmung ihres Großvaters gehört und fragte fast schelmisch:

„Sie wollen also doch mit uns reiten, Mr. Hope?“

„Ja, Miß Relydale, wenngleich unaufgefordert!“

„Ich fühle mich auch in Ihrer Begleitung weit sicherer, als in Job's,“ sagte Mrs. Relydale, die in ihrem Reitkleide größer und magerer als je aussah.

Archibald Hope verbeugte sich — er und Mrs. Relydale hatten ihre Eisenbahnbekanntschaft bereits erneuert — und da eben die Pferde vorgeführt wurden, bestiegen sie dieselben und ritten dem Meeresufer zu.

Als Job die Thür hinter ihnen schloß, sagte er kaltblütig:

„Wenn das große, unbändige Thier den statt meiner abwirft, so soll mich das nicht kümmern, denn er hat hier nichts zu thun, und ich mag ihn nicht an ihrer Seite sehen!“

Diese Bemerkung zeigte nur zu deutlich, daß der junge Mann weder in der Achtung noch Liebe des alten Dieners gestiegen war.

Unterdeß ritt die kleine Gesellschaft auf einem schönen Wege des schönen Devonshire dahin. Zu einer gemeinsamen Unterhaltung kam es unter den Dreien nicht, denn Eleanor, welche ihre Stiefmutter verschiedentlich angerebet, hatte endlich die Antwort erhalten, und zwar in nicht besonders freundlichem Ton:

„Verschone mich doch mit Deinen Fragen, Eleanor! Ich habe hier so viel zu bedenken, und es bleibt mir so wenig Zeit dazu! Die nächste Zukunft mit ihren großen Veränderungen, Kind — Du mußt dies an meiner Stelle begreiflich finden!“

Mochte nun Mrs. Relydale neue Fragen ihrer Stieftochter fürchten oder den Wunsch hegen, allein zu sein, genug, sie ritt eine Strecke voran, und schien ein besonderes Vergnügen daran zu finden, ihr Pferd an die gefährlichsten Stellen des Weges, an Klippen und Abgründe zu lenken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Thierbändiger.

Novelle von Carl Dastrow.

(Fortsetzung.)

Aber es konnte nicht fehlen, daß sie unter diesen schweren Kämpfen litt, daß die Rosen ihrer Wangen erbleichten, der Glanz der sonst so strahlenden Augen sich trübte, und vielleicht war es ein Glück, daß die Rätbin wie zufällig in das Bouboir der Tochter trat und diese mit der Skizzirung des Emir beschäftigt fand.

„Nun, Agnes?“ begann Frau Clarus, einen Blick auf die Zeichnung werfend, „die Amaranti's haben die unwiderstehlich lezten Vorstellungen angekündigt. Du wirst Dich beeilen müssen, wenn Du nicht in der Schuld des jungen Herrn bleiben willst.“

„Wie denn?“ rief Agnes, das Antlitz tief auf das Papier niederbeugend, „ich sollte in der Schuld des jungen Herrn sein?“

„Nun freilich!“ rief die Rätbin im Tone der Verwunderung, „die Photographie seines „besten Löwen“ war vielleicht der einzige Abzug, welchen er noch befaß. Er übersandte Dir das Bild doch gewiß lediglich nur in der Erwartung, Du würdest ihm mindestens eine Copie anfertigen. Ich fasse es in der That nicht, daß Du diesen doch gewiß berechtigten Wunsch nicht zwischen den Zeilen gelesen haben solltest. Hat die Zeichnung, an welcher Du gegenwärtig arbeitest, wirklich nur den Zweck, den Inhalt Deines Albums zu vermehren?“

„Siehe Mama!“ erwiderte Agnes, das erglühende Antlitz noch tiefer auf die Zeichnung niederbeugend, „wenn ich nun wirklich die Absicht hätte, eine Copie für Herrn Amaranti anzufertigen, um damit den Vorschriften des Anstandes im Punkte des Revanchirens Genüge zu leisten, verletzte ich die Befehle der Schickslichkeit nicht wieder in anderer Richtung, wenn ich dem genannten Herrn das Bild übersende und somit in Correspondenz mit einem fremden Manne —?“

Die Mutter unterbrach die eifrige Sprecherin, welche bei den lezten Worten das Haupt erhoben hatte, mit einem lächelnden Kopfschütteln; dennoch dauerte es eine volle Minute, ehe sie, leicht die Rechte auf die Schulter der Tochter legend, in geheimnißvollem Ton erwiderte:

„Wie ich Dir schon einmal sagte, liebe Agnes, ist Herr Amaranti ein so wohlstandiger, feingebildeter und den ehrenwerthesten Grundsätzen huldigender junger Mann, daß eine so einfache Correspondenz mit ihm, wie im vorliegenden Falle, Dir höchstens zur Ehre gereichen könnte. Der Vater hat die sorgfältigsten Erkundigungen über ihn eingezogen. Du brauchst nicht so betroffen aufzusehen. Es hat sowohl mit dem außerordentlichen Baarvermögen, wie mit der hübschen Besizung in Palermo seine vollkommene Richtigkeit. Er hat die beste Erziehung genossen und noch nie eines jener Verhältnisse gehabt, bei denen man lächelnd die Schultern zuckt und, besonders wenn der Betreffende reich und vornehm ist, von überströmender Jugendlust und lebenswürdiger Schwäche spricht, die sich „austoben“ müsse. Wir wissen das

Alles aus den sichersten Quellen, liebe Agnes!“ fügte die Mutter lächelnd hinzu.

Agnes starrte, keines Wortes mächtig, auf das Blatt, welches vor ihr auf der dunklen Fläche des Schreibtisches lag. Der Vater hatte die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen. Warum? War das Heiligthum ihres Herzens, die geheimnißvollste Frage ihres Innern bereits zum Gegenstande von Erörterungen und Plänen gemacht worden? Sollte Lorenzo demnach ein mehr als oberflächliches Interesse an ihr nehmen? Hatte demgemäß vielleicht gar von seiner Seite bereits eine Annäherung an ihre Eltern stattgefunden? Das letztere war nicht anzunehmen. Sie gedachte des kühlen, nonchalanten Benehmens, welches der junge Mann im Großen und Ganzen ihr gegenüber beobachtet und schüttelte leicht den Kopf. Dennoch bedeckte eine glühende Röthe ihre Wangen. Zu blitzschnell hatten alle diese Fragen sich in ihrem Geiste gedrängt und kaum vermochte sie es über sich, mit unsicherer, gepreßter Stimme zu fragen:

„Warum aber sagst Du mir das Alles, theure Mama?“

„Warum? Mein Gott! weil Du es für ein Verbrechen zu halten scheinst, mit einem Manne, wie Signor Amaranti, in den kleinsten gesellschaftlichen Verkehr zu treten. Du scheinst nicht zu wissen, daß es Männer von so übergroßem Zartinn, von so echt chevaleresker Bescheidenheit und Zurückhaltung giebt, daß es eine Pflicht für Damen ihnen gegenüber ist, sie in ihren Bemühungen ein klein wenig zu ermuntern. Allerdings soll man einem Mann, der sich für uns interessirt, nicht auf halbem Wege entgegen kommen, aber ebensowenig taugt es, wie eine Statue von Marmor am Endpunkte des Weges zu stehen und nicht einmal mit einem Nicken zu winken.“

„Verzeihung, liebe Mama!“ wandte Agnes schüchtern ein. „Der von Dir angeführte Fall dünkt mir hier nicht anwendbar. Du sprichst von einem Manne, der sich für uns interessirt. Solltest Du dies wirklich in Bezug auf Herrn Amaranti gesagt haben, so muß ich Dir leider entgegen, daß ich von einem derartigen Interesse auch nicht die leiseste Idee bemerkt habe.“

Die Mutter schüttelte unwillig den Kopf.

„Agnes! Du bist kein Kind mehr!“ sagte sie ernst.

„Wenn ein junger Mann sich nach Dir und Deinen Verhältnissen erkundigt,“ fuhr die Mutter fort, „Deinen Namen und Deine Wohnung in Erfahrung bringt und Dir einen Brief im anmutigsten Style schreibt, so interessirt er sich auch für Dich!“

Agnes hatte sich mit regem Eifer ihrer Zeichnung hingegeben. Schon nach einigen Strichen hoben sich die Umrisse eines prächtigen Löwenkopfes von der weißen Fläche ab. Ihre Züge hatten den Ausdruck einer unbeschreiblichen Glückseligkeit angenommen.

„Ich darf ihm also die Copie übersenden, Mama? und auch einige Zeilen schreiben?“

„Das nun gerade nicht, und zwar aus dem Grunde nicht, weil Du's bequemer haben kannst. Wir werden ihn einladen.“

„Einladen, Mama?“ rief sie von freudigem Schreck durchzuckt. Ihr Busen hob sich stürmisch, ihre Wangen glühten. Aus ihren Augen sprühte plötzlich das Feuer aller niedergehaltenen Empfindungen mit der ganzen Stärke der unentweiheten Jugend. „Und wird er kommen, Mama?“

„Warum sollte er nicht?“ fragte die Deconomieräthin, indem sie die Tochter aufmerksam betrachtete. „Er hat schon anderweitigen Einladungen Folge geleistet. Im Hause des Oberbürgermeisters ist er ein geringesehener Gast, allein das will nichts sagen. Er war neulich bei Gymnastikdirectors, gestern beim Rechtsanwalt Brachmann. Auch Postdirectors sollen ihn eingeladen haben. Es gehört zum guten Ton, ihn beim Thee oder bei der Mittagstafel bei sich zu sehen.“

Eine Wolke senkte sich schwer auf alle die glänzenden Zukunftsbilder, welche die lebhafteste Einbildungskraft der jungen Honoratiorentochter in einem glücklichen Augenblicks heraufbeschworen!

„Wir werden also nur der allgemeinen Mode huldigen, Mama?“ fragte sie gedrückt, „dem guten Ton Rechnung tragen?“

„Warum sollen wir nicht so gut unsere Zwecke haben, wie die übrigen mit Töchtern gesegneter Honoratioren-Familien?“ versetzte die Mutter mit Bedeutung. „Es ist eine schöne Sache um einen Schwiegersohn mit Namen und Geld, und um die Annehmlichkeit, unsern rauhen nordischen Winter im warmen sonnigen Süden zu verleben.“

Agnes schwieg, aber der Crayon glitt wieder rasch über das Papier, und das Bild des Löwen, welcher eine so wichtige Rolle in der Amarant'schen Familie spielt, nahm mit jedem Striche eine größere Vollendung an.

„Und das wollte ich Dir noch sagen,“ schloß die Mutter, „es wird gut sein, wenn Du dem Referendar nicht allzu große Hoffnungen machst. Es kann lange, sehr lange dauern, bis er in die Lage kommt, einen Hausstand begründen zu können. Der Vater bleibt dabei, daß seine Fähigkeiten höchst untergeordneter Natur sind. Der Umstand, daß sein Vater Director des hiesigen Gerichts, ist nur so lange von Bedeutung, als derselbe am Leben bleibt.“

„Wenn doch die Ansichten und Wünsche der Eltern mit denen ihrer Kinder stets in solcher Weise übereinstimmten, wie dies bei uns der Fall ist,“ mußte Agnes unwillkürlich denken, als die Mutter mit den letzten Worten das Zimmer verlassen hatte.

IV.

Die Einladung an den jungen Besitzer der Menagerie war ergangen und — was alle Herzen mit den verschiedenartigsten Hoffnungen erfüllte — auch angenommen worden. Agnes befand sich unter dem Einfluß von Empfindungen, wie sie dieselben in dieser Dacht noch nie auf sich einströmen gefühlt. Unablässig beschäftigten sie die Fragen: Wird er kommen, und wann er kommt, welches wird mein Schicksal sein? Wie werde ich ihm gegenüber stehen? Bleiern gingen die Stunden an ihr vorüber. Der Abend nahte und mit dem siebenten Glockenschlag trat Amaranti ein.

Er war mit gewohnter Sorgfalt gekleidet. Höflich, aber

gemessen begrüßte er die Gesellschaft, die außer der Familie des Deconomieraths aus einigen befreundeten Collegen, dem Secretär desselben, sowie zwei oder drei Gutsbesitzern und deren Familien bestand. Ehrerbietiger war seine Verneigung gegen die Tochter des Hauses, die seinen Gruß mit lieblichem Erröthen erwiderte.

Man setzte sich und war bald in ein anregendes Gespräch verflochten. Wie es unter den obwaltenden Umständen natürlich, drehte dasselbe sich um die Leistungen des Gastes, der sich binnen Kurzem zum Mittelpunkt der Unterhaltung erhoben sah.

„Bemächtigt sich Ihrer niemals eine Regung von Furcht, wenn Sie sich in den Zwinger begeben?“ leitete der Deconomierath nach einigen allgemeinen Bemerkungen das Gespräch auf einen der interessantesten Punkte über.

Aller Blicke wandten sich dem jungen Italiener zu, welcher mit ruhigem Lächeln, den Kopf schüttelnd, erwiderte:

„Ach nein! ich habe dazu nicht die geringste Veranlassung. Die jungen Löwen sind von ihrer zartesten Jugend an in meinem Besitz, und sehr treu und anhänglich. Die alte Löwin ist ein schwaches, abgelegtes Thier, feig und furchtsam. Sie hat bereits die kleine Last von flebzig Jahren auf dem Rücken.“

„Dennoch bleibt es ein Wagniß,“ meinte der Rath. „Ein Löwe wird nie die Treue eines Hundes erreichen.“

„Darin haben Sie vollkommen Recht,“ bestätigte der junge Mann. „Ich vertraue darum auch keinem meiner Löwen unbedingt, und würde es nicht, selbst wenn ich, wie jener Sklave in der Wüste, einem dieser Thiere einen Splitter aus der Pranke gezogen hätte. Ich lasse nie die Vorsichtsmahregeln außer Acht, welche hauptsächlich darin bestehen, die Löwen unverwandt im Auge zu behalten, ihnen nie den Rücken zuzukehren und nie die leiseste Spur von Furcht oder auch nur Ermattung zu zeigen. Während der Zeit, in welcher ich meine Vorstellungen gebe, befinde ich mich in einem Zustande der äußersten Anspannung und tiefer, innerlicher Aufregung. Ich möchte es eine künstliche Ertause nennen, in welche ich mich durch ein Aufgebot von Willenskraft versetze.“

„Zimmerhin ein gefährlicher Beruf,“ bemerkte Coling, einer der geladenen Gutsbesitzer achselzuckend.

„Aber nicht ohne einige glänzende Seiten,“ versetzte Amaranti lächelnd, „und auch nicht ganz ohne Poesie. Ich komme mir größer und erhabener vor, wenn die wilden Thiere zitternd zu meinen Füßen liegen und dem leisesten Wink meines Auges gehorchen. Es ist mir in solchen Momenten, als sei ich berufen, meinem Publikum die gewaltige Energie des Menschengesistes, die ihn zum Beherrscher aller übrigen Geschöpfe befähigt, in ihrem ganzen Umfange zu beweisen, und wenn der Beifall mich umrauscht, fühle ich mich glücklich und zufrieden, denn ich weiß alsdann, daß ich verstanden worden bin.“

„Eine sehr eble Auffassung Ihrer Aufgabe!“ nickte der Deconomierath ernst. „Aber werden Sie derselben auf die Dauer gewachsen sein?“

„Für meine Zukunft ist gesorgt,“ lächelte der Italiener, „unser Vermögen ist nicht unbedeutend. Wenn ich auch die Menagerie nie aus der Hand geben werde, so beabsichtige ich doch die Dressur der Thiere über kurz oder lang aufzugeben. Ebenfalls denke ich meine alten Tage in Ruhe und Gemüthlichkeit zu verleben.“

„Auf Ihrer schönen Bestizung in Sicilien jedenfalls!“ rief der Rath, und sein strahlendes Lächeln bewies, daß er nur dies zu hören erwartet hatte.

„Allerdings!“ bestätigte der Thierbändiger, „und hoffentlich im Kreise einiger lebenswürdiger Familien.“

War es Zufall oder Absicht, sein Auge sanfte bei den letzten Worten einen hellen Strahl in das der lieblichen Tochter des Hauses, welche in diesem Augenblicke mit dem Serviren des duftenden Peccotranke beschäftigt war, demungachtet aber keinen Blick von dem Sprecher gewandt hatte und nun in lieblicher Verwirrung erglänzte.

„Sie erlauben mir wohl eine Frage, mein Herr!“ wandte der neugierige Goling, welcher nicht ohne geheimen Verdruss die Unterhaltung in eine andere Bahn lenken sah, sich an den Menageriebesitzer, „gehen Sie wirklich unbewaffnet in den Zwinger, wie man allgemein behauptet?“

„Nein! ich habe stets einen sechsläufigen Revolver bei mir.“ versetzte Amaranti. „Die Löwen gehorchen mir nur, weil sie mich fürchten. Ihre Liebe ist eine äußerst problematische, wie die aller Katzen. Ich würde bei dem geringsten bösen Zeichen, das ich bemerke, von meiner Waffe Gebrauch machen.“

„Und welches sind die bösen Zeichen, wenn ich fragen darf?“ fuhr Goling ohne den mißbilligenden Blick des Hausherrn zu beachten, fort.

„Das untrüglichsie Zeichen, daß ein Löwe Böses im Schilde führt, ist das Peitschen des Erdbodens mit dem Schweife, womit gewöhnlich eine gewisse Veränderung in den Augen verbunden ist, die allerdings nur dem Bändiger oder Wärter nicht entgeht. Für denjenigen, der sich dem Raubthiere nicht gewachsen fühlt, oder sich auf seine Hand und sein Auge nicht verlassen kann, ist es jetzt die höchste Zeit, den Zwinger, rückwärts gehend, zu verlassen; denn kaum eine Secunde später wird der Löwe sich zum Sprung niederbücken und dann ist der Betreffende verloren.“

„Ich dachte, erst das wäre der richtige Moment, in welchem man diesen Thieren am besten beisommen kann,“ wandte ein anderer Herr aus der Gesellschaft, welcher als Sonntagsjäger bekannt war, ein.

„Für einen Nimrod mit einer guten Büchse in der Wildniß — o ja!“ ließ der Italiener sich vernehmen. „Wir dürfen diesen Moment nicht abwarten.“

„Waren Sie schon einmal in der Lage, einem oder dem anderen Ihrer Löwen das Lebenslicht auszublasen?“ forschte Goling, der unermüdbliche Frager.

„Ja!“ klang es einfach von den Lippen des Italieners, „zweimal wollte es das Geschick. Das erste Mal in Palermo, wo ich einen eigenen Circus besaß. Der Löwe, mit dem ich es zu thun hatte, war der Vater der jetzigen jungen Thiere. Ich war zu jener Zeit ein lecker verwegener Bursche und ließ manche Vorsicht außer Acht, die mir heute als eine bringende Nothwendigkeit erscheint. So hielt ich die Löwen auch nicht immer unter dem Bann meines Auges. Ich war mir meiner körperlichen Kraft und Gewandtheit bewußt und glaubte es sogar mit einem Löwen im Ringkampf aufnehmen zu können. Demzufolge schritt ich fast immer vorwärts tretend aus dem Zwinger, sollte jedoch bald die Folgen dieser Achtlosigkeit gewahr werden. Eines Abends fühlte ich beim Verlassen des Käfigs einen schweren Schlag auf meinen Schultern. Mich blitzschnell umwendend, sehe ich sieben den Löwen aus seiner Stellung auf die Hinterfüße niedersinken. Das Thier hatte

mit der mächtigen Vorderpranke nach mir geschlagen, die volle Wucht des Schlages war jedoch durch mein rasches Gehen verhindert worden. Der Löwe küßte seine Tollkühnheit mit dem Tode.“

„Und das andere Mal?“

„Das andere Mal war es ein südamerikanischer Löwe, ein sogenannter Puma, den ich an Stelle des Getöbieten für meine Menagerie erworben hatte. Das Thier besaß noch die ganze volle Kraft und Wildheit des brasilianischen Urwaldes, dem es entstammte. Ich hatte die Verwegenheit, zu ihm in den Käfig zu gehen, nachdem ich den Puma 36 Stunden lang ohne Nahrung gelassen. Ich wollte nur die Wirkung meines Auges auf ihn beobachten, um danach seine Dressurfähigkeit zu bemessen. Der erste Blick überzeugte mich, daß ich die unglücklichste Wahl von der Welt getroffen. Ich hatte kaum den Käfig betreten, als ich auch schon sah, wie das von Natur sonst feige Thier zum Sprung ansetzte, während sein Auge den zugleich tückischen und gierigen Ausdruck zeigte, welcher den sichersten Beweis dafür bildet, daß es bereits den warmen Lebensquell des Menschen kennt. Nur zwei Secunden lang fixierte ich den Puma an, ich sah, wie er seine Pranken noch mehr einzog, wie das Auge im Wahnsinn des Blutdurstes unsterke Blitze sprühte, — es war die höchste Zeit. Drei Schritte machte ich auf ihn zu, dann hob ich den Revolver und jagte ihm eine Kugel durch das Hirn.“

Die Gesellschaft sah in andachtsvollem Schweigen versunken. Klang doch Alles so schlicht und einfach, was der junge Hercules sagte, daß die Kühnheit und Energie seiner Thaten durch diese prunklose Fassung noch mehr hervortrat. Mancher bewundernde Blick ruhte auf seinen regelmäßigen Zügen.

„Aber jetzt lassen Sie sich doch zu derartigen lebensgefährlichen Wagnissen nicht mehr hinreißen?“ erlaubte sich Agnes in sanftem, fast schüchternem Tone zu fragen.

„Nein, mein Fräulein!“ erwiderte er mit ruhiger Würde, „ich bin längst zu der Ansicht gelangt, daß das Leben ein zu werthvolles Geschenk des Schöpfers ist, als daß man es leichtsinnig in die Schanze schlagen dürfte. Ich thue nur meine Pflicht, nichts weiter.“

Goling hätte noch gern weiter gefragt. Wie allen Mitgliedern der Gesellschaft erschien auch ihm der Italiener als ein höchst interessanter Mann; allein die Rücksicht auf den Gastgeber legte ihm Zurückhaltung auf.

Der Letztere leitete das Gespräch auf andere Themata. Durch geschickt eingestreute Fragen und Bemerkungen erfuhr er genug, um einzusehen, daß eine Parthie, wie der Menageriebesitzer für seine Tochter nichts zu wünschen übrig lasse. Dieser mischte sich mit ebenso viel Tact wie Sachkenntniß in die Unterhaltung. Trotz jener leichten vornehmen Zurückhaltung, welche in seinem Wesen ausgeprägt lag, verrieth doch jede seiner Aeußerungen die vielseitige Bildung des gereiften Mannes. Kein Wunder, daß die Gäste von ihm entzückt waren und Agnes sich mehr als einmal erkappte, wie sie in stiller Selbstvergessenheit an seinen Zügen hing.

Ob er die im Herzen der Jungfrau aufkeimende Neigung mit dem scharfen Blicke des Menschenkenners aus ihrem Auge las? Thatsache war, daß er sich mehr als einmal mit einer Frage an sie wandte, aus welcher die Erinnerung an die letzte Begegnung im Exercierhause klang. Agnes gewann es im Verlauf der Unterhaltung über sich, ihm zu sagen, daß sie die Photographie des Löwen Clarissa's als den größten

Schaz ihres Albums betrachte und daß sie bereits den Versuch gemacht habe, eine Copie zu fertigen.

Amaranti sprach in seiner zarten Weise den Wunsch aus, die Zeichnung zu sehen. Agnes holte sie mit klopfendem Herzen. Er gab seine Anerkennung in einfach würdiger Weise kund.

„Wie schade, daß Clarissa das gelungene Conterfet ihres Lieblings nicht sehen kann,“ klang es halb scherzhaft, halb wehmüthig von seinen Lippen, worauf das Blatt unter übertriebenen Bobsprüchen von Hand zu Hand ging, bis es zuletzt mit einer geringen Einbuße seiner Salonfähigkeit in den Besitz der Tochter des Hauses zurückgelangte.

„Darf ich Sie bitten, die Zeichnung als ein Andenken an den heutigen Abend zu behalten?“ flüsterte Agnes ihm erglühend zu, als die Mehrzahl der Herren sich erhob, um in Folge einer Aufforderung des Gastgebers im Nebenzimmer „ein wenig zu pointiren“. — „Sie haben mir durch Uebersendung des Originals eine zu große Freude bereitet, als daß ich nicht Bedacht darauf nehmen sollte, mich nach Kräften zu revanchiren.“

Der junge Mann nahm die Skizze mit einer dankbaren Verneigung entgegen und erwiderte galant:

„Ihre Theilnahme an meinem Geschick, mein Fräulein, ist mein süßester Lohn. Ich sage Ihnen von Herzen Dank. Nie werde ich dieses liebenswürdige Product Ihrer Muse aus der Hand geben.“

Er legte das Blatt zusammen. Agnes sah mit freudestrahlendem Antlitz, wie er es in eine prächtige gestickte Brieftasche barg. Dann folgte er den übrigen Herren in das Spielzimmer. Niemand, außer der Mutter, hatte den kleinen Zwischenfall beachtet; aber in dem Blicke der Rätthin gab sich nicht die leiseste Spur einer Verwunderung kund. Sie schien das alles vollkommen natürlich zu finden.

Spät in der Nacht trennte sich die Gesellschaft in der Ueberzeugung, einen genussreichen Abend verlebt zu haben. Auch Amaranti schritt, von seinem neuen Freunde Goling begleitet, dem sogenannten Borussia-Hotel zu, dessen erste Etage er für die Dauer seiner Anwesenheit in Dornenthal für sich und seine Mutter gemiethet hatte.

Der ebenso neugierige als schwaghafte Gutsbesitzer hatte noch vielerlei zu fragen und zu erzählen, bevor es seinem Opfer gelang, von ihm loszukommen. Der Italiener mußte ihm versprechen, am folgenden Abend bei einem Glase Wein sein Gast zu sein, um das begonnene interessante Gespräch über Pferdezucht und Hundezucht auf Schloß „Gohlingsruh“ weiterzuführen.

Nach wenigen Minuten stand Amaranti in einem mittelgroßen, von einer Krystallkrone erleuchteten Zimmer. Die wohlerhaltenen Tapeten, die zierlich geschmückten, mit Sobeltn-Überzügen versehenen Polstermöbel und einige verblichene Delgemälde bekundeten, daß dieses Gemach das Staatszimmer des Borussia-Hotels war. Der Italiener sah sich einen Augenblick forschend um, bevor es ihm gelang, die in einem Armstuhl in dem Hintergrunde des Gemaches ruhende weibliche Gestalt zu entdecken.

„Guten Abend, Mama!“ grüßte er in italienischer Sprache und indem er der Mutter die Hand reichte.

„Bist Du da, Lorenzo?“ fragte Frau Amaranti, über

deren Züge ein Strahl echt mütterlichen Stolzes flog, „die guten Dornenthaler werden Dich bald gänzlich in Beschlag nehmen und mich Deiner Gegenwart vollständig berauben.“

Sie erhob sich bei diesen Worten und trat, den mit kostbarem Pelzwerk verbrämten Schlafrock fester um sich ziehend, an den Tisch, an welchem der Sohn jetzt mit den Worten Platz nahm:

„Deine Schuld, liebe Mutter, warum läßt Du die Einladungen, die doch mit wenigen Ausnahmen immer an uns Beide ergehen, so vollständig unbeachtet?“

„Die Gesellschaften würden mich zu sehr anstrengen, mein Sohn, obwohl ich mich mehr als je in die deutschen Sitten hineingelebt habe. Nun — wie war es bei dem Deconomierath? Hast Du Dich gut unterhalten?“

„So einigermaßen, liebe Mutter! Die Unterhaltung lag, wie gewöhnlich, mir ob. Ich mußte von den Löwen erzählen! Diese Deutschen sind so neugierig!“ Er gähnte bei den letzten Worten. „Es gab einige recht flache Köpfe in der Gesellschaft.“

„War die Tochter des Deconomierathes, für die Du Dich seit einigen Tagen so auffallend interessirst, auch zu gegen?“

„Ja, Mutter! sie machte die Honneurs. Es ist ein anmuthiges, gutherziges Wesen, gänzlich dem Ideal entsprechend, welches ich mir von meiner dereinstigen Lebensgefährtin gebildet.“

Frau Amaranti stützte den Kopf in die rechte Hand und versank in leichtes Sinnen.

„Mit wenigen Ausnahmen sind die deutschen Mädchen, und speciell gerade in dieser Provinz sittlich edel und reinen Herzens,“ fuhr der Sohn fort. „Die Tochter des Deconomie-Commissionsrathes hat jedoch einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als alle. Sie hat eine sorgfältige Erziehung erhalten und ist bei aller Bildung des Herzens und Geistes voll liebenswürdiger Einfachheit und Bescheidenheit geblieben. Ihre Familie ist eine der anständigsten hier im Ort und wie Du weißt, auch nicht arm.“

„Du willst also um die Signora anhalten, Lorenzo?“

„Ich habe Dir versprechen müssen, nur ein deutsches Mädchen als Gattin heimzuführen, Mutter!“

„Gewiß!“ nickte Frau Amaranti, „es war der Wille Deines sterbenden Vaters, daß das deutsche Element in unserer Familie erhalten bleiben solle. Deine Großmutter war eine Deutsche und Dein Vater konnte das nie vergessen.“

„Ich bin fest überzeugt, daß der Segen schwinden würde, sobald wir das, was Du das deutsche Element nennst, aus unserer Familie verbannten!“ gab Lorenzo zurück.

„Wo Du willst um sie anhalten, mein Sohn?“ fragte die Mutter nochmals.

„Nach der Sitte dieses Landes erst bei den Eltern, Mama!“ rief der Italiener lebhaft.

„Die Signora ist das einzige Mädchen, das Dir bis jetzt ein gewisses Interesse abgewonnen. Du solltest den Eindruck sorgfältiger prüfen, ehe Du Dich entscheidest, Lorenzo!“

(Fortsetzung folgt.)

Flandereien am Ramin.

Der Dreizehnte.

Ans den Erinnerungen eines Wittkös.

Die in Frankreich nach dem Frieden von 1815 zurückgebliebenen Occupationstruppen hatten Marschordre erhalten und der Tag des Aufbruches war bereits festgesetzt. Mehrere von uns jüngeren Kameraden, obgleich verschiedenen Truppenteilen angehörend, hatten sich zu einem engeren Freundschafskreise zusammengefunden und wir beschloffen, ehe wir uns trennten, um uns vielleicht längere Zeit nicht wieder zu sehen, noch einmal bei einem freundschaftlichen Mahle uns zu vereinigen. Als Versammlungsort wurde das Ziel unserer meistnen Spaziergänge verabredet, ein einsames Gasthaus, in einer freundlichen Gegend gelegen. Der Wirth führte eine vortreffliche Küche und erhielt überdies den Auftrag, bei dieser Gelegenheit seine Kunst in ihrem vollsten Lichte glänzen zu lassen.

An dem verabredeten Tage fanden wir uns von verschiedenen Richtungen ein. Die Tafel war freundlich einladend gedeckt, und eben wollten wir zu Tische gehen, da es schien, als dürften wir keinen der Unseren mehr erwarten, als die Thür sich öffnete und noch ein Gast eintrat. Zwar gehörte er nicht eigentlich zu unserer Gesellschaft, aber er war Allen wohlbekannt und wurde daher freundlich begrüßt. Der gedeckte Tisch zeigte ihm den Zweck unseres Beisammenseins, und stets bereit, zuzulangen, wo es etwas Gutes zu essen und zu trinken gab, sagte er daher:

„Ei, da ist es wohl erlaubt, Theil zu nehmen?“

Der dicke Kriegskommissär Binder war, was man ein sibeles Haus zu nennen pflegt, dabei der beste, munterste Gesellschafter, und seine Frage wurde daher einstimmig mit einem freundlichen „Ja“ beantwortet.

Ohne Zögern nahmen wir nun Platz; die aufgetragenen Speisen wurden mit stets erneuertem Jubel ob ihrer Vortrefflichkeit begrüßt, und die lebhaftesten Gespräche kamen in Gang. Democh entstand eine Pause allgemeiner Schweigens. Während derselben kam Einer von uns auf den Gedanken, die Gesellschaft zu zählen, und als er dies gethan, rief er aus:

„Dreizehn! da muß also im Laufe dieses Jahres Einer von uns daran!“

„Kast uns darum würfeln, wen es trifft!“ rief eine muthwillige Stimme.

Der Vorschlag fand bei den jungen Lebensfrischen und etwas übermüthigen Kriegern allgemeinen Beifall; der Wirth mußte Würfel herbeischaffen und bald rollten die Knochen, die auf eine späßhafte Weise über Einen von uns das Todesurtheil fällen sollten, klappernd über den Tisch. Wer eine hohe Zahl hatte, der jubelte, für diesmal dem Knochenmanne noch entinnen zu sollen; wer wenig Augen warf, der machte eine bedenklische Miene, bis sein Gesicht durch einen noch niedrigeren Wurf wieder aufgeheitert wurde.

So kam die Reihe auch an den dicken Kriegskommissär, dieser aber weigerte sich, zu werfen.

„Mit dem Tode muß man keinen Scherz treiben!“ sagte er mit einer Ernsthaftigkeit, die ihm sonst durchaus nicht eigen war. „Wie ich jetzt erst gehört habe, bilden die Herren eigentlich eine geschlossene Gesellschaft, und da ich kein Mitglied derselben bin, habe ich kein Recht und keinen Grund, mitzuwerfen.“

Aber seine Ein- und Ausreden halfen ihm zu Nichts; wir machten ihm begreiflich, daß seine Gründe gegen ihn selbst sprächen, indem er der Dreizehnte sei, wenn wir sie gelten lassen wollten. Wir sagten ihm, daß er daher mitwerfen müßte, wenn er nicht etwa das Todesloos freiwillig übernehmen wollte. Das wirkte! Er ergriff die Würfel, aber nur mit jagender Hand, warf und sank ablassend zurück, denn aus den beiden Eins, die oben lagen, starrte ihm sein Todesurtheil scheinbar unwiderrüchlich entgegen, und er machte eine so trübselige Miene, daß wir es nicht wagten, ihn anzulachen, wie es unschlar geschehen sein würde, wenn er es verstanden hätte, gute Miene zum bösen Spiele zu

machen, wie es auch Anderen ergangen war, die niedrige Würfe gethan hatten.

Der dicke Kriegskommissär war der Siebente oder Achte gewesen, der geworfen hatte, nach dem Wurf aber war seine ganze Lebhaftigkeit verschwunden; er starrte vor sich nieder auf den Teller, faltete auf dem Schoße die Hände und achtete nicht auf die Würfe der noch Uebrigen, als könnte er davon doch kein Heil, keinen Trost mehr erwarten. Als aber bei dem Wurf des Letzten der Ruf ertönte: „Zwei!“ da fuhr er von seinem Sitze auf und sah funkelnden Blickes nach den Würfeln hinüber, um sich zu überzeugen, daß wirklich noch Einer mit ihm gleiche Augen geworfen und daß ihm daher ein Strahl der Hoffnung aufgehe.

Das freile Spiel wurde bis zu Ende getrieben. Der Kriegskommissär und der Lieutenant Jacobi, so hieß der Kamerad, der auch nur Zwei geworfen hatte, „Rachen“ mit einander, und diesmal warf Jacobi mehrere Augen weniger, so daß das Schicksal also ihn unwiderrüchlich als den Todescondidaten bezeichnete. Er schien sich aber daraus Nichts zu machen, sagte lachend: „Dummes Zeug!“ und ließ sich in seiner heitern Laune nicht stören. Auch unser Kriegskommissär kehrte, von seiner Todesangst befreit, die er so wenig zu verleugnen vermocht hatte, zu seiner gewöhnlichen Lustigkeit zurück und nahm gutmüthig die Neckereien hin, mit denen er jetzt von allen Seiten bestürmt wurde.

So endete der Abend sehr heiter und als wir uns trennten, wurde kaum noch an den „Dreizehnten“ gedacht.

Am dritten Tage darauf brachen wir auf. Ich ritt an der Compagnie Jacobi's vorüber, und als ich ihn nicht sah, fragte ich verwundert: „Wo ist denn Jacobi?“

„Er ist plöblich erkrankt und muß im Hospitale zurückbleiben,“ hieß es.

Ich will nicht leugnen, daß diese Nachricht einen eigenthümlichen Eindruck auf mich machte, und auch die anderen Theilnehmer jener Abendgesellschaft schienen denselben zu theilen, denn diese plöbliche Erkrankung stand in wunderbarer Uebereinstimmung zu dem verhängnißvollen Wurf, den Jacobi gethan.

Die Zerstreungen und Abwechslungen des Marsches verwischten indeß diesen etwas unheimlichen Eindruck bald wieder, und ich muß gestehen, daß ich des armen Jacobi kaum noch dachte, als wir, an einem Ruhetage wieder zu dem früheren freundschaftlichen Birkel vereinigt, die Nachricht erbielten: „Jacobi ist todt.“

So wunderbar der Tod des jungen kräftigen Mannes unter den obwaltenden Umständen schon an und für sich gewesen wäre, wurde dies doch dadurch noch bedeutend erhöht, daß er nicht an der Krankheit gestorben, welche die Ursache seines Zurückbleibens war, sondern daß er — sich selbst das Leben genommen hatte.

Er war nämlich von den sogenannten schwarzen Pocken befallen worden; davon bereits wieder hergestellt, ließ er sich einen Handspiegel reichen, und die frischen rothen Blatternarben verliehen ihm ein so abschreckendes Aussehen, daß er, der ettelste Mensch von der Welt, die fixe Idee faßte, seine Schönheit, auf die er sich so vortrefflich gebildet und die ihn so glücklich gemacht hatte, sei für immer dahin. Diesen Gedanken zu ertragen, war ihm unmöglich, und so benutzte er die augenblickliche Abwesenheit seines Krankenwärters, um sich zu erschlehen.

Allgemeines Bedauern folgte dem Unglücklichen, der in einem Anfälle augenblicklichen Wahnsinnes sich das Leben so ohne allen Grund genommen hatte, denn schon nach einigen Wochen würde seine Haut ganz ihre vorige Glätte, seine Schönheit ihren früheren Glanz wiedergewonnen haben.

Der Eindruck, den diese Todesnachricht auf unsern dicken Kriegskommissär machte, läßt sich nicht beschreiben. Er setzte sich in den Kopf, er müßte nun auch noch im Laufe dieses Jahres sterben, und in diesem Gedanken verging er wie ein Schatten; kein Lächeln kam über seine Lippen, Essen und Trinken schmeckten ihm nicht, und erst, als das verhängnißvolle Todesjahr zu Ende war, fing er, gleichsam verwundert, sich noch auf Erden zu erblicken, wieder an aufzuleben.